

1x (BG) 20

S k i z z e n

aus

meinem Erinnerungsbüchle;

von

G. Merkel.

E r s t e r H e f t.

Sapere aude!

Riga, 1812.

Bei Johann Friedrich Meinshausen.

H. lit. p. 244 $\frac{d}{1-3}$

(X)



Vier Hefte werden einen Band ausmachen,
zu dem ein eignes Titelblatt geliefert
werden soll.

Der Druck dieser Schrift wird unter der Bedingung
bewilligt, daß nach dem Abdruck und vor dem
Debit derselben, ein Exemplar davon für die Cen-
sur-Committé, eins für das Ministerium der Auf-
klärung, zwei für die öffentliche Kaiserl. Biblio-
thek und eins für die Kaiserl. Academie der Wis-
sensschaften, an die Censur-Committé eingesandt
werden.

Riga, den 15. December 1811.

A. Albanus,
Livl. Gouv.-Schul-Director u. Ritter.



12 Bk

V o r r e d e.

Diese Skizzen sollen weder für Memoiren, noch für eine Selbstbiographie gelten. Sie sollen in einer Reihe leicht, aber mit höchster Wahrheitsliebe hingeworfener Zeichnungen und Urtheile, einen Beitrag zur Kenntniß meines Zeitalters, vorzüglich, aber nicht allein, in literarischer Hinsicht geben, so weit ich es durch eigne Anschauung kennen lernte.

Ob dies Buch meinen Zeitgenossen gefallen wird, weifs ich nicht; aber ich hoffe, dafs es für manche künftige Generation einige Wichtigkeit haben könne. Welchen Werth würden wir darauf legen, wenn wir über das Blüthenalter irgend einer alten oder neuern Literatur besäfsen, was ich hier zu leisten wünschte!

Diese Hinsicht auf die Zukunft machte mir manches zur Pflicht, was in einem für die Gegenwart berechneten Werke fehlerhaft wäre. Ich musste in meine Schilderungen eine Menge kleiner Züge aufnehmen, die jetzt müfsig scheinen, aus denen künftige Leser aber vielleicht mehr schliessen und errathen können, als ich sel-

ber ahne; ich mußte überall von mir selbst mitsprechen, um treu und ungezwungen den Standpunkt anzugeben, von dem aus ich beobachtete; ich mußte mich endlich zuweilen bei meinen Freunden über manche zartere Rücksicht wegsetzen, die mir sonst heilig gewesen wäre. Hoffentlich wird dies durch die strenge Gerechtigkeit gut gemacht, mit der ich dagegen die etwanigen Vorzüge und Verdienste auch meiner Feinde anerkenne.

Vielleicht wär' es klug gewesen, dies Buch als Manuskript bis zu meinem Tode liegen zu lassen: aber ich halt' es einem rechtlichen Manne nicht ganz anständig, aus seinem Grabe hervor seinen Mitbegrabenen

eine gute oder böse Nashrede zu machen. Lebend will ich den Lebenden sagen, wie sie und ihre kürzlich verstorbenen Freunde mir erschienen. Irrte ich, was freilich sehr oft geschehen seyn kann, so mögen sie berichtigen. Ich werd' es benutzen, und mein Buch wird dabei gewinnen.

Merkel.

Erstes Buch.

Leipzig. Jena. Weimar.

Einleitung.

Nichts ist bedenklicher, als von sich selbst zu erzählen: das Publikum liest oder hört in der Regel ganz etwas anders, als man vorzutragen glaubt. Gleichwohl erfüllt jeder, der viel von andern spricht und Glauben fordert, nur eine unerlässliche Pflicht, wenn er vor allen Dingen saget, wer er selber sey. — Nun denn!

Ich hatte noch nicht mein neunzehntes Jahr vollendet, und keine Universität besucht, als mich einer von den vorzüglichsten Gelehrten in Riga, zu einer Hofmeisterstelle auf dem Lande empfahl. Eine kurze Unterbrechung abgerechnet,

verbrachte ich seitdem sieben Jahre in der Einsamkeit mit, ich darf es sagen, angestrengtem Studium der Alten, der Englischen, Französischen und Italienischen Literatur; die Deutsche kannte und liebte ich am wenigsten.

Eine patriotische Idee ergriff und begeisterte mich. Ohne jemand zu Rathe zu ziehn, führte ich sie aus, brach, als ich fertig war, plötzlich meine Verbindungen ab, und ging nach Deutschland, um meine Schrift drucken zu lassen.

Es war ein schöner Maienmorgen im Jahr 1796, an dem ich vor Travemünde ans Land trat. Ich wandte mich um: da lag die Ostsee, von der eben aufgehenden Sonne geröthet, mit einer ihrer größten Breiten zwischen mir und meinem Vaterlande. Ich glaubte auf immer von ihm geschieden zu seyn, und unter den sechs und zwanzig Millionen Bewohnern des weiten Reiches, an dessen Ufer ich stand, wufste ich nicht Einen, der nur mein Daseyn kenne. Bei dieser, von manchem Nebenumstande geschärften Be-

trachtung, fühlt' ich mich tief und ängstlich beklemmt. — In dem Augenblick schmetterte zehn Schritte von mir, auf dem Wipfel einer jungen Linde, ein Finklein sein fröhliches Lied. Mit den wohlbekannten Tönen traten die Betrachtungen vor meine Seele, die ich so oft auf Spaziergängen in den Liefländischen Wäldern, über den Werth des Lebens und seiner Verhältnisse angestellt hatte. — Ich nickte dem Vogel lächelnd meinen Dank, und ging ruhig ins Wirthshaus, mir ein Frühstück und ein Fuhrwerk nach Lübeck zu bestellen.

Kennen meine Leser mich jetzt? Die Psychologen unter Ihnen gewifs.

S e u m e.

Grafs, der Mahler und Dichter, hatte mir eine Adresse an eine alte Dame zu Leipzig mitgegeben, die viel Gutmüthigkeit mit Bildung des Geistes verband. Ich trug das Blättchen hin, fand sie krank, schickt'

es ihr hinein mit der Bezeichnung meiner Wohnung, und ging fort, um einen Spaziergang zu machen.

Als ich nach Hause kam, fand ich einen Fremden, der in meinem Vorzimmer mit starken Schritten auf- und abging: ein kleiner magrer Mann, in einem sehr bescheidenen Ueberrocke, mit einem Blicke, dessen Bestimmtheit zu der hellen Bläue seiner Augen nicht recht zu passen schien, einem buschigten Backenbart und schlichtem braunem Haar. Er brachte mir ein Compliment von der Professorin, mit der Bitte, den folgenden Mittag bei ihr zu essen. Ich versprach zu kommen, wenn es möglich sei. „Was, möglich!“ erwiderte der Fremde; „Sie müssen bestimmt zusagen, und auch kommen. Heut' ist sie wirklich krank, und zu morgen bittet sie Gesellschaft für Sie.“ Dieser Ton fiel mir an einem Bedienten auf, denn dafür hielt ich ihn. Nun gut, antwortete ich; ich werde gewiss die Ehre haben. Mit diesen Worten schloß ich meine Thüre auf — Der Fremde gieng rasch

vor mir hinein, warf seine Panduren-Mütze auf den Tisch, und rief, indem er mir die Hand entgegen reichte: „So seyn Sie denn herzlich willkommen in Deutschland! — Ich bin Seume.“ Wir hatten uns während seines Aufenthalts in Lief-land dem Namen nach kennen gelernt, aber nie gesehn. Mit lebhafter Freude umarmt' ich ihn.

Er hatte die Dame, die auch seine Freundin war, besucht; sie hatte ihm von dem erhaltenen Briefchen erzählt, und er war nun darauf bestanden, ihre Botschaft an mich zu übernehmen.

Unsre Bekanntschaft verwandelte sich bald in eine vertraute Freundschaft. Er machte in Leipzig meinen Cicerone. Anfangs zeigte er mir mit einem gewissen patriotischen Stolz, eine Menge ausgezeichneteter Männer und merkwürdiger Dinge: aber ich fing bald an, ihn mit diesen großen Gelehrten, von denen es sich bei näherer Nachfrage ergab, daß sie das Reich des Wissens mit keinem einzigen großen oder nur neuen Gedan

ken bereichert hatten, diesen talentvollen Köpfen, die so allerliebste Almanachsliederchen, Erzählungen und Mode-Romane geschrieben hatten, diesen Merkwürdigkeiten endlich zu necken, die ihren Ruhm irgend einer Anekdote aus der Jugend der Deutschen Literatur oder eines berühmten Schriftstellers verdankten. Er wurde böse und demonstirte; aber bald lachte er mit. Der Maafsstab, nach dem ich würdigte, war im Grunde auch der seinige, sobald er sich besann. Er war aus den ältern, gleichsam abgeschlossenen Literaturen entlehnt, durch die ich mich gebildet hatte, und das Studium einer solchen ist von dem Anblick einer lebenden verschieden, wie ein Spaziergang durch den Wald im Winter, von einem im Sommer. Auf jenem erblickt man nur noch die großen dauernden Formen der Natur, denen der Wechsel der Jahreszeit nichts anhaben kann; auf diesem macht sich jedes Büschchen mit seinem leicht verwehten Blätterputz breit. Es ist wahr, der Anblick des Lebens, in welchem alles Kleine

und Grofse mit ganzer Kraft strebt, seine volle Persönlichkeit geltend zu machen, hat Reize, die jenen Uebersichten fehlen, wo, nach geendetem Wettkampf, alles Unbedeutende und Schwache verschwunden ist, und nur noch das Grofse, das Klassische, gleichsam in Unveränderlichkeit ruhend, dasteht. Ich, in der Einsamkeit gebildeter Avtodidakt, war indess zu sehr an die leztern gewöhnt, um die Wahrheiten die sie mich gelehrt hatten, nicht jeden Augenblick geltend machen zu wollen. Vielleicht war das gewissermaßen ein Beruf zum Kunstrichter; aber es zog mir alle die Feindschaften zu, über die ich nur spät mich hinwegsetzen lernte. Selbst Männer, die aufrichtig meine Freunde waren, und die ich als Menschen liebte und hochschätzte, wurden heftig erbittert, wenn ich es gar nicht mehr vermeiden konnte, öffentlich über ihre schriftstellerischen Leistungen zu sprechen, und nun fast unwillkürlich den Maafsstab des Bleibenden oder Grofsen anlegte, nach dem sie tief unter

dem erschienen, was sie zu seyn glaubten. Die höchste Vorsicht im Ausdruck, half dabei selten oder nie.

Mit Seume verständigte ich mich bald, und unser gutes Vernehmen ist nie unterbrochen worden, selbst da nicht, als ich seinen „Spaziergang“ (in der Spener-schen Zeitung) nur kurz und tadelnd anzeigte, und mich gradezu weigerte, über seinen „Sommer“ ein Wort öffentlich zu sagen.

Als ich im Herbst 1796 nach Jena gegangen war, besuchte er mich schon vier Wochen nachher; in den folgenden Jahren machten wir gegenseitig zuweilen Reisen von zehn oder zwanzig Meilen, um ein Paar Tage mit einander zu leben, und der früheste meiner Freunde in Deutschland, war fast auch der letzte derselben, den ich sah. Er hatte mich im Oktober 1806 in Berlin besucht; zwei Tage vor der Schlacht bei Jena schieden wir nach einer langen, trüben Unterredung — auf immer. —

Seit Seume todt ist, gehört es unter

gewissen Schriftstellern zum guten Tone, mit Enthusiasmus von ihm zu sprechen. In eben der Stadt, in welcher man ihn am Jubelabend der Universität, zu deren ehrenwerthesten Mitgliedern er gehörte, einsam von den dunkeln Gassen zu den erleuchteten Sälen hinaufblicken liefs, wehklagten bald viele Schriftstellerstimmen laut über den Verlust ihres innigst geliebten Freundes. Sie bewiesen nur, dafs zu den Gewerben welche bei den Alten von Weibern geübt wurden, und bei uns in den Händen der Männer, oder vielmehr der Mannsleute sind, auch das Leichenbejammern für Geld gehört. Der Tod eines ausgezeichneten Mannes: welch' ein Stoff zu Almanachsartikelchen! Sie werden so trefflich honorirt!

Was ich über Seume sagen werde, wird nicht empfindsam und enthusiastisch klingen, aber es wird ein Urtheil, ein so gerechtes Urtheil seyn, als ich wünsche, dafs man einst an meinem Grabe mir sprechen möge.

Sein Charakter gehörte zu den rein-

sten, edelsten, festesten, die ich gekannt habe; aber er war zugleich derjenige, an dem mir der Unterschied zwischen Stärke und Kraft, das heisst, zwischen dem Vermögen zu widerstehn, und jenem zu wirken oder zu schaffen, am hellsten eingeleuchtet hat. Man kennt die sonderbaren Wechsel seines Lebens. Es ist nicht möglich, ihn aus allen seinen niederbeugenden Lagen und dann wieder aus sehr glänzenden, durchaus unverändert hervorgehen zu sehn, ohne seine Stärke zu bewundern. Aber bei den auffordernden Situationen, durch die er ging: wie kam es doch, dass er sich nie eine bedeutende, selbstständige Rolle nahm, nie auch nur Eine grosse, oder historisch-wichtige That beging? Ihm fehlte Kraft. — Die Stärke des Geistes ist Vernunft und Gefühl: alle seine Schriften sind voll hellen Rasonnements und lebhaft ausgedrückter Empfindungen. Die Kraft des Geistes ist Verstand und Phantasie: nach grossen, neuen Ansichten und Gedanken sucht man bei ihm vergebens, und ein Kunst-

werk hat er nie zu schaffen vermocht. Er hatte das Talent des glücklichen Ausdrucks: daher sind ihm, bei stürmisch aufgeregtem Gefühl, einige lyrische Gedichte gelungen, die in ihrer Art vortrefflich sind. Die bedeutendste seiner mit Vorbedacht abgefaßten Schriften, ist sein Spaziergang: aber ihr ganzer Werth besteht in der Treue, mit welcher er seine Eigenthümlichkeiten ausdrückt. Hätte Seume so viel Kraft als Stärke des Charakters besessen, er würde wahrscheinlich schon in Amerika gewaltig in den Gang der Begebenheiten eingegriffen, und die Britten es theuer haben bezahlen lassen, daß sie ihn wider seinen Willen dahin transportirten. Wäre sein Verstand und seine Phantasie, seiner Vernunft und seinem Gefühle gleich gekommen, er wäre vielleicht einer der größten Schriftsteller oder Dichter seiner Nation geworden.

Wieland hat ihn einen wahren Cyniker im edelsten Sinn des Worts, genannt. Das ist eine Bestätigung meines Urtheils.

Der Triumph der Stoa war Widerstand, nicht Unternehmung. Merkwürdiger scheint es mir, daß Seume sich heimlich in diesem Stücke sehr richtig beurtheilte. In einem unserer vertrautern Gespräche macht' ich ihm einst freundschaftliche, ziemlich lebhaftes Vorwürfe darüber, daß er in allen Verhältnissen seines Lebens immer und immer nur damit beschäftigt gewesen, seine moralische Individualität zu retten. Ich ging so weit zu behaupten, daß es Gröfse sey, allenfalls selbst jene Individualität der Ausführung einer großen, wohlthätigen Idee zu opfern. Er stritt heftig; endlich aber schüttelte er mit jener sonderbaren Weise, die seine Freunde wohl alle an ihm gekannt haben, murrend den Kopf und rief: „Lassen Sie mich in Ruhe! Ich gehöre nun einmal zu den Menschen, die nur: Ich will nicht! sagen können.“ Dieses Gefühl selbst mag die Ursache gewesen seyn, warum er bei den Alltäglichkeiten des Lebens so gern und so oft: „Ich will!“ sagte, und dabei unerschütterlich

beharrte. Es war doch immer nur ein umgewandtes: Ich will nicht.

Sein Aeusseres war in der Regel bizarr und vernachlässigt: aber wer hierin cynische Ziererei sah, irrte eben so sehr, als wer es gänzlich für Zufall hielt. Er folgte seiner Laune und Bequemlichkeit, weil er wufste, dafs ihm das keinen Schaden that. Hunderte, die seinen Werth nicht begriffen, sahen in der Gröfse seines Backenbartes, in seiner Mütze und seinem barschen, kurz angebundnem Wesen, die Bürgschaft desselben.

— Legt man den Maafsstab der Kunst oder Wissenschaft an seine Gedichte und Schriften, so sind sie, ein Paar der ersten ausgenommen, sämtlich unter dem Mittelmässigen: aber viele sind reich an stark ausgedrückten Gedanken und Gefühlen.

Chr. F. Weisse.

Unter den achtungswerthen Gelehrten und Künstlern, die Leipzig damals besaß, zeichneten sich vorzüglich zwei durch glänzende Verdienste aus: der geistreiche Philosoph und Redner, Plattner, und der genialische Maler Oeser, dem Deutschland gewissermaßen seinen Winkelmann verdankt. Beide waren indess unter den Leipzigern nicht in der Mode. Den ersten priesen fast nur die Studirenden mit Enthusiasmus, den letztern die jungen Maler; aber: „Haben Sie schon Weisse besucht?“ fragte mich jeder alte und jeder junge Bellettrist, und: „Haben Sie unsern Weisse noch nicht gesprochen?“ lispelte jede schöngeistige Dame.

Die Wahrheit zu sagen, ich fühlte keinen lebhaften Drang, seine Bekanntschaft zu suchen. Was ich von ihm gelesen hatte, gefiel mir nicht sehr. Seinen Kinderfreund hielt ich, wie jede Schrift, in der man Kinder von Kindern

unterhält, für einen pädagogischen Fehlgreif; in seinen Trauerspielen schienen mir alle Leidenschaften an der Engbrüstigkeit zu leiden, und seine höchst manierlichen kritischen Erörterungen fand ich oberflächlich und matt. Indefs bat ich endlich Seume, mich zu ihm zu führen.

Ich fand einen alten, starkbelebten Mann mit einem hübschen nichtssagendem Gesicht, in einer zierlich frisirten Perücke und einem, wo ich nicht irre, seidenem Schlafrock, aus dessen Aermeln lange, steife Manchetten hervorgingen. Er legte sogleich die Feder aus der starkzitternden Hand, und unterhielt mich mit einer förmlichen Freundlichkeit von — den vornehmen Bekannten, die er in meinem Vaterlande habe, und von den vielen jungen Männern, denen seine Empfehlung glänzende Carrieren eröffnete. Was das sagte, errieth ich leicht und lächelte.

Auf dem Rückwege konnt' ich mich nicht enthalten, gegen Seume zu äussern:

wie Weisse in seinem eleganten Schlafrock, mit den in Manchetten zitternden Händen dagesessen, habe er mir eine Personification, eine lebendige Titelvignette seiner sämtlichen Schriften geschienen. Halbböse erwiederte Seume: „Er ist aber doch ein sehr wackrer Mann!“ Diesen Charakter hört' ich ihm überall beilegen; nur sein alter Jugendfreund Engel schüttelte einmal den Kopf über ihn, und wollte ihn versteckt und hämisch gefunden haben. Bekanntlich war es eine ähnliche Bemerkung, die Lessing und Sulzer mit Weissen entzweite. Das ist indess die Form, welche der Aerger in schwachen Charakteren, starken gegenüber, immer anzunehmen pflegt, und vorzüglich der brausende Engel mag seinen sanften Freund nicht selten geärgert haben.

Meine spätere, genauere Bekanntschaft mit der Literatur, hat mein früheres Urtheil über Weissen's Schriften nicht geändert, wohl aber meine Ansicht seiner Verdienste um das Aufblühen des bessern literarischen Geschmacks in Deutschland.

Sie sind in der That sehr grofs, obgleich von einer andern Art, als man gewöhnlich annimmt.

Er gehörte nicht zu den originellen kräftigen Köpfen, die sich eine eigne Bahn brechen, und ihr Zeitalter mit sich auf dieselbe fortreissen, aber er besafs hellen Verstand, Empfänglichkeit für das Schöne und Grofse, leichten Witz und das Talent wohlklingender Versification. Mit diesen Gaben hatte er das Glück, dafs seine Bildung in jene Zeit fiel, da eine Zahl ausgezeichnete Geister, die der bleibende Stolz ihrer Nation geworden sind, ihren Aufschwung nahmen. So bald er sie kennen lernte, verliess er Gottsched, und schlofs sich ihnen an. Sie trugen ihn mit sich empor, und da er, was originellen Köpfen ihrer Natur nach zu fehlen pflegt, sehr grofsen Fleifs und nicht geringere Vielseitigkeit besafs, so pflanzte er die Wirkung, die sie auf ihn gethan hatten, weiter und glücklicher fort, als sie vermocht hätten.

Fast jedes Fach, in das Weisse sich

warf, wurde Mode: aber es würde schwer halten, unter seinen zahlreichen Dichtungen und Schriften eine einzige auszufinden, deren Idee ihm gehörte.

Lessings Hang zum Theater begeisterte, und Lessings richtiger Geschmack belehrte ihn. Wetteifernd setzte er jedem Trauer- oder Lustspiel seines Lehrers, bald ein Vierteldutzend entgegen. Es ist wahr, jene sind bleibend, und diese längst vergessen: aber als Zwischenstufen erhoben sie das Publikum dahin, jenen und Shakespeare, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nikolai und Mendelssohn fingen die erste vorzügliche kritische Schrift, die Bibliothek der schönen Wissenschaften an: als sie ermüdeten, übernahm Weisse dieselbe. — Gleim liefs seine Kriegslieder, wie sie gedichtet waren, einzeln drucken: noch ehe sie in eine Sammlung gebracht waren, erschien Weisse mit seinem Bändchen Amazonenlieder. Seine Operetten sind Nachbildungen Französischer; selbst die einfache Fabel nur von einer gehört

ihm, nämlich vom Aerndtekrantz¹⁾. — Adelung gab eine Wochenschrift für Kinder heraus: als er sie schliessen wollte, setzte Weisse sie durch seinen Kinderfreund fort, aber freilich mit viel größerm Glück, weil er mit gefälligerm Geiste schrieb²⁾. Selbst sein Abcbuch hat Epoche gemacht, und selbst die Idee zu

¹⁾ Sie verdankten ihr erstes Glück den Hillerschen oder vielmehr Standfussischen Melodien, und dem reizenden Spiel einer jungen, schönen Schauspielerin, der Demoiselle Steinbrecher, die man die Deutsche Favart nannte. Unter dem Namen Madame Hübler, starb diese geistvolle Künstlerin vor einigen Jahren, unbekannt und verlassen, zu Riga.

²⁾ In Rücksicht des Kinderfreundes kam Weisse in eine der lustigsten Verlegenheiten, in die ein Schriftsteller gerathen kann. Er hatte den Spectator darin nachgeahmt, daß er bestimmte Personen, bekanntlich eine Familie mit Kindern von dem Alter, wie er sich seine Leser dachte, aufstellte: aber da er die Schrift zehn Jahr fortsetzte, so erwuchs ihm das junge Volk unter den Händen fast zu männlichen und mannbaren Jahren, und taugte nicht mehr zum Zweck der Schrift. Da er und sein Verleger gleichwohl die einträgliche Speculation nicht falten lassen

diesem war nicht die seinige. Es war eine Buchhändlerspekulation, und Weisse selbst scheint die Wichtigkeit der vorge-

wollten, suchte er sich aus dieser komischen Verlegenheit durch einen, wo möglich, noch komischern Fehlgriff zu ziehen. Statt kurz und gut von jenem Erwachsenen keine Notiz zu nehmen, oder eine andere Familie aufzustellen, oder eine andre Form zu wählen, nahm er an, sein Publikum bestehe immer aus denselben Personen, sei also mit seinen fingirten Kindern erwachsen, und glaubte so im ganzen Ernst, den „Kinderfreund“ durch seinen „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ fortzusetzen, in welchem jene Kinder als Jünglinge und Jungfrauen auftreten. Aber seine wirklich erwachsenen ersten Leser waren ins thätige Leben übergegangen, und konnten also nicht viel Interesse mehr an dieser zahmen Lektüre finden, und für das nachspriessende eigentliche Publikum der Wochenschrift, taugte der Briefwechsel nicht. So geschah es denn, daß der Kinderfreund immerfort für Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekauft wurde und wird, der Briefwechsel aber sich längst unter der Zahl nichtssagender Romane würde verloren haben, wenn man ihn nicht etwa noch nähme, weil er zur Vollständigkeit des erstern zu gehören scheint.

setzten Abhandlung über das Lesenlehren, die mit Recht für die Wurzel aller der seitdem ersonnenen Methoden gilt; nicht eingesehen zu haben: sie wurde ihm anonym eingesandt, und er soll sich nicht einmal nach dem Verfasser erkundigt haben, der offenbar ein heller Kopf war.

Den höchsten Werth unter seinen Dichtungen, scheinen mir, in ihrer Art, die Amazonenlieder, unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten, seine Beiträge zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften zu haben. Will man seine Verdienste zusammenfassen? Er war der wohlgesprächige Dolmetscher des bessern literarischen Geistes, der bei seinem Entstehen Mühe hatte, sich dem Volk verständlich zu machen.

Verschiedne Gestaltung der Deutschen Literatur.

Die Literatur einer Nation ist die in schriftstellerisches Wort gefasste Ideen- und Gedankenmasse derselben. In den todten Literaturen ist diese Masse abgeschlossen, keiner Vermehrung mehr fähig; in den lebenden treibt das Bedürfnis der Nation ihre guten Köpfe unwiderstehlich an, diese Masse ohne Stillstand durch Forschungen, Prüfungen, Kunstschöpfungen zu erweitern, zu berichtigen, zu veredeln. Auf dieses Schauspiel, auf den Anblick jener lebendigen Thätigkeit hatte ich mich gefreut, als ich nach Deutschland ging. Das konnte mir keine andre Literatur — damals wenigstens — zeigen.

„Recht gut definirt!“ antwortete Seume; „auch haben Sie den richtigen Weg eingeschlagen, indem Sie grade hierher kamen. Denn, fügte er hinzu, wenn die Literatur eines Volks in seiner schriftstellerischen Gedankenmasse besteht, so

ist Leipzig das Hirn Deutschlands, in welchem diese Masse wohnt und von dem sie ausgeht.“

Für dieses halb im Scherz gesagte Wort, hat er mir oft gebüßt.

Ich hatte mich gleich nach meiner Ankunft in Leipzig als Studirender der Medizin, einschreiben lassen, und machte nun die Runde in den Hörsälen.

Als ich die meisten besucht hatte: Lieber Seume, sagte ich; das Hirn Deutschlands scheint mir in einigen Theilen am Schlagfluß zu leiden. Plattner reißt mich hin; bei Hebenstreit lern' ich in jeder Stunde etwas, wenn mich sein eintöniges Orgeln nicht einschläfert. Was die meisten übrigen Professoren betrifft, so dünkt mich das ungedruckte Buch, das sie ablesen, viel schlechter, als die gedruckten, aus denen sie es zusammenschrieben. In den Hörsälen schreitet die Literatur nicht fort.

„Das soll sie auch nicht! fuhr er auf. Die Universität ist eine freilich etwas alte Schule, in welcher junge Leute durch die Wissenschaften für die Wissenschaften gebildet

werden sollen. Verstehn Sie mich, junge Leute! Wer heisst sie so spät kommen? — Die Literatur selbst fortschreiten zu machen, hat die Universität keine Verpflichtung. Sie lehrt, was da ist.“

Diese Wahrheiten brauchen nur ausgesprochen zu werden, um einleuchtend zu seyn; aber Seume schien mir doch etwas betroffen, als ich ihn aufmerksam darauf machte, welche beträchtliche Verminderung das Hirn Deutschlands durch sie erlitt.

Die nächste Klasse, die ich jetzt beobachtete, waren die Buchhändler. Ich lernte mehrere derselben kennen. Der hohe Ernst, mit dem sie, oft bei sehr sichtbarer Unwissenheit, über den Werth der Schriftsteller absprachen, den sie nach dem Absatz ihrer Werke bestimmten; die Mäcenaten-Miene, welche sie dabei gegen junge Gelehrte, oft auch gegen ältere, wenn sie arm waren, annahmen, und die Wichtigkeit, welche diese auf ihre Freundschaft

legten, überraschte mich anfangs, fing aber bald an, mich zu belustigen. Ich liefs einem von ihnen den Verlag meines mitgebrachten Manuskriptes vorschlagen. Er fragte Seume in höchster Vertraulichkeit: ob er wirklich glaube, das die Schrift Lärm machen werde? — und da dieser es für sehr wahrscheinlich erklärte, bot er einen Dukaten für den Bogen, also etwa drei und zwanzig für das ganze Buch.

Ich hätte mich bei dieser Schrift durch jedes Feilschen über das Honorar, wegzuwerfen geglaubt. Ich liefs sie ihm ohne Einwendung, und machte nur die Bedingungen: das sie zu einer bestimmten Zeit fertig seyn, das sie so sauber und korrekt als möglich gedruckt werden müsse, und das nicht mehr als 500 Exemplare abgezogen würden. Er versprach es heilig. Sie erschien viel später als abgemacht worden, war so schlecht und fehlerhaft gedruckt, als mir selten ein Buch vorgekommen ist, und ich fand bald hohen Anlaß zu glauben, das er wenig-

stens die dreifache Zahl von Exemplaren gemacht habe.

Voll Zorn kam ich zu Seume. Das Hirn Deutschlands, rief ich ihm zu, verfährt sehr sonderbar bei der Gedanken-Production! Sehn Sie —

„Aber, erwiederte er mir, gehören denn die Buchhändler zur Literatur? So wenig, als die Bäcker zu den Landwirthen, ob sie sich gleich von Verarbeitung der Produkte derselben ernähren.“

Endlich kam die Messe. Von allen Seiten strömten Schriftsteller, auch sehr bekannte und hochachtungswerthe, herbei. Seume triumphirte. Aber was führte die Männer her? Der eine bot einen Plan aus; der andre wollte einen Contract völlig abschließen; der dritte ein schon verdientes Honorar, der vierte, ein Recensent, Verlegergeschenke in Empfang nehmen, u. s. w. Gestehn Sie, sagte ich zu Seume, gehört Leipzig zu dem Hirn der Deutschen Literatur, so ist es doch nur der Theil desselben, der gewisse physi-

sche Funktionen des Lebens besorgt, an die man bei der literarischen Thätigkeit grade nicht denken muß, um diese zu ehren.

Meine Schrift war indess erschienen, und der Wunsch des Verlegers, daß sie Lärm machen möge, gieng in größere Erfüllung, als er erwartet hatte. Die Buchhändler fingen an, mich zu Gaste zu bitten; die Leipziger Gedichtmacher legten ihre sentimentale Würde gegen mich ab, und mancher betrachtete mich so feierlich, wie ein Schoofshündchen einen Wolf; der aufmerksame Blick aber, mit welchem die alten Facultäts-Herren mich ansahen, sprach deutlich: „Ei, sieh doch!“ Weniger unterhaltend, als diese Bemerkungen, waren die Besuche oft von sehr uninteressanten Neugierigen, die ich erhielt. Betrachtete ich mich als angehenden Schriftsteller, so konnten diese Erscheinungen mich ein wenig eitel machen; aber sie contrastirten allzu läppisch mit dem Zwecke, für den ich eigentlich geschrieben hatte, als daß sie nicht hinge-

reicht hätten, mir Leipzig zu verleiden, wenn ich es nicht ohnehin nöthig gefunden, einen Ort zu suchen, der mehr Hülfsmittel zum Studium der Medicin darböte, als Leipzig damals.

Ich reiste nach Jena, miethete mir ein Studenten-Stübchen und beschloß, den Winter blos meiner gewählten Wissenschaft zu widmen. Die Bekanntschaft der berühmten Männer, die damals Jena Glanz verliehen, wollt' ich nicht suchen, als in so fern ich sie etwa beim Bezahlen eines Collegiums machen würde.

Loders gütige Aufmerksamkeit verschob meinen bizarren Plan ein wenig. Er, als Professor der Anatomie, war der erste, zu dem ich gehen mußte, und er ladete mich zu den Gesellschaften ein, die sich in seinem geschmackvoll-eleganten Hause versammelten. Hier fand ich zuweilen den größten Theil des berühmten Gelehrten-Zirkels beisammen, der den hohen Ruf dieses Städtchens veranlafste, und in dem Loder selbst der Geistreichste, Gebildeteste und Liebenswerteste war.

Auch Göthe und Humboldt sah ich bei ihm zuerst.

Der wissenschaftliche Ton in Jena hatte durchaus einen weit bestimmtern und lebendigern Charakter, als der in Leipzig. Die Wissenschaften waren das einzige Lebensgewerbe, das vorherrschte, und bei dem großen Eifer, mit dem jeder in seinem Fache etwas Ausgezeichnetes leisten wollte, und alles was im übrigen Deutschland darin geleistet wurde, in Anspruch nahm; vorzüglich aber bei dem hohen Ton der hier erscheinenden Literatur-Zeitung, vergafs ich fast, dafs auch hier nur eine Schule sei, und glaubte, den Mittelpunkt der Deutschen Literatur gefunden zu haben. Meine lächerliche Täuschung dauerte indess nicht lange.

Der erste Umstand, der mich auf meinen Irrthum aufmerksam machte, war die völlige Abgeschiedenheit, in welcher Schiller hier lebte. Er hatte so gut als keinen Einflufs auf die Universität, und sie keinen auf ihn: und doch hing ganz Deutschland bewundernd an ihm. Bald bemerkte

ich, daß alle das literarische Treiben und Lärmen sich hier bloß mit Gegenständen beschäftigte, die Kleinigkeiten, kaum nennenswerthe Kleinigkeiten wurden, so bald man aus dem magischen Kreise der ernsten Gelehrsamkeit hinaustrat; und daß diese nicht zur eigentlichen National-Literatur, daß sie der allgemeinen des Zeitalters gehöre, war mir längst einleuchtend gewesen. „Das Oel dieser Studirlampe, sagte ich zu — — —, als er mir die Vorzüge Jena's pries, kann sich nicht mit dem Wein des Nationalgeistes vermischen, oder sie verderben sich gegenseitig.“ Er lachte, aber ärgerte sich doch, und berief sich auf die Literatur-Zeitung. Ich kannte diese noch nicht genug ihrem innern Wesen nach, sonst hätte sie gerade zum Belege für jenes Verderben dienen können. Ihr Geschäft war das Zusammenrütteln des Oels und des Weines, und sie hat gewirkt, — was nicht ausbleiben konnte.

Unstreitig ist es eine anziehende Idee, der Nation in einer alle Fächer der literari-

schen Leistungen umfassenden Schrift, ununterbrochen über alles Neue in denselben, belehrende Rechenschaft abzulegen: aber ist sie überhaupt ausführbar, so ist sie es nur als eine Unternehmung des Staates. Selbst über merkantilische Rücksichten dabei erhaben, kann er die mit der Leitung Beauftragten auch darüber wegssetzen; bei wichtigen Werken Preise für die einsichtvollsten Beurtheilungen aufstellen; für jedes Fach die Redactoren aus den Besten desselben wählen, und wo einer von ihnen bei seinem officiellen Geschäft, das in ihn gesetzte Zutrauen, durch Parteilichkeit täuscht, entsprechende Gerechtigkeit gewähren, ohne daß sein Ansehn und die Geltung der Anstalt dadurch herabgesetzt wird.

Die Jenaische Literatur-Zeitung war der Gedanke eines recht guten kaufmännischen Spekulantens, des Buchhändlers Bertuch zu Weimar: die ganze Anlage wurde also merkantilisch gemacht. Er verband sich zu der Ausführung mit einem sehr gelehrten Philologen, Schütz, der für einen

Mann von Geschmack galt, weil er Witz besaß. Für die Fächer der eigentlichen Gelehrsamkeit war das sehr gut: aber der Ton, der Ideengang und die Ansichten, die für diese vortrefflich sind, werden pedantisch und schädlich, so bald man sie auch bei der frei und lebendig sich fortbildenden Gegenwart als Gesetz anwenden will. (Hätten die Griechen, was Kunst und Wissenschaft bei ihnen hervorbrachten, nur nach dem Maafs schätzen wollen, als es den alten Werken ihrer Lehrer, der Egypter, ähnlich sah, sie wären eben nicht weit gekommen.) Man eröffnete das Blatt damit, daß man das erhabne Werk eines Genie's, das alles im Großen und Ganzen sah, von dem schärfsten, alles streng zerlegenden Analytiker des Jahrhunderts, Herders Ideen von Kant zerreißen liefs. Dieser im Grunde lächerliche Fehlgriff, den ich in Weimar dem persönlichen Grolle des Buchhändlers gegen Herder, zuschreiben hörte, machte anfangs großen Eindruck, bestrafte sich aber bald selbst, indem er zum voraus für alles, was dem Bereich der

philologischen Pedanterei entging, den Ton des philosophirenden Pedantismus angab, der sich vollends festsetzte, als Reinhold über die „Kritik der reinen Vernunft“ Wunder schrie. Es hatten sich indess eine große Anzahl ausgezeichneten Männer zur Unterstützung der Zeitung verbunden, und gaben ihrem Beginnen Glanz, ohne die innern Gebrechen ihrer Anlage heben zu können. In wenig Jahren wurden diese sichtbar, und die Literatur-Zeitung, so vortreffliche einzelne Beurtheilungen sie, damals wie jetzt, von Zeit zu Zeit enthielt, traf das unvermeidliche Loos aller Privat-Unternehmungen dieser Gattung: sie artete im Ganzen zu einer Gevatterwirthschaft aus. Um ihren weiten Umfang zu erfüllen, und ihrem Versprechen der Allgemeinheit treu zu seyn, bedurfte sie Mitarbeiter in allen Gegenden, von allen Klassen der Schriftsteller, und durfte in ihrer Wahl nicht ekel seyn: aber wer einmal zu ihren Mitarbeitern gehörte, mußte ihr, um ihrer selbst willen, für einen ausgezeichneten Mann gelten, und

Recht haben, mochte er schreiben was er wollte: so entstanden in Deutschland eine Menge von literarischen Reputationen, die sich schlechterdings auf nichts gründeten, als auf geheime, fleißige Mitarbeit an dieser Zeitung. Nicht genug, daß auf diese Weise viel Schlechtes als vortrefflich ausgerufen wurde: die Mitarbeiter, so wie die Unternehmer und Mitredaktoren, hatten ihre Feinde, wozu vorzüglich diejenigen gehörten, durch die sie in ihrem gelehrten Fach verdunkelt wurden: da hat man den Grund, warum im Gegensatz viel Treffliches erst nach Jahren, oder gar nicht angezeigt, oder aufs ungerechteste verschrieen wurde. Was aber einmal in der Literatur-Zeitung gestanden hatte, mußte die Redaktion als richtig geltend machen. Das enträgliche Bestehen des Blattes hing von dem Glauben an seine Unfehlbarkeit ab.

Dies Joch der Kleinstädterei, des Pedantismus und des Kaufmanns-Geistes, mußte endlich einen Ausbruch veranlassen, der es wegwarf. Als ich nach Jena

kam, hatte dieser eben Statt gehabt. Göthe und Schiller hatten den Anblick der vielen Männchen, die neben ihnen zu großen Männern emporschwollen, nicht länger ertragen können, und in den Xenien dem Deutschen Publikum, neben vielen Ungerechtigkeiten, eine Menge bitterer Wahrheiten zugerufen. Der Literatur-Zeitung hatten sie eigentlich nicht schaden wollen, aber sie litt am meisten. Sehr viele von ihr gemachte Reputationen waren zertrümmert; das Publikum war zur schärfern Sichtung angeblicher literarischer Verdienste aufgereizt, und der Spott gegen die pedantischen Annahmen entfesselt worden.

Ich werde öfter auf die Xenien zurückkommen, und dann manche andre Seite und Folge derselben erwähnen müssen. Hier mag die Bemerkung hinreichen, daß ich es ihnen vorzüglich verdanke, wenn ich die Literatur-Zeitung bald in ihrer wahren Gestalt erblickte.

Der Frühling kam, und ich zog nach Weimar, das damals im höchsten Prunk

seines literarischen Ruhmes stand. Ich fand — etwa vier Studirzimmer, in denen ein ausgezeichneter Mann, unter dem Schutz eines großgesinnten Fürsten, für die Nation arbeitete, ohne sich um das Städtchen, in welchem es geschah, mehr zu bekümmern, als die alltäglichen Lebens-Verhältnisse es forderten; ausserdem einige Buchmacher, die von einer Leipziger Messe zur andern eifrig fertig machten, was ihre Patrone bestellt hatten.

Aber, fragt' ich einst Herder, wo ist denn der Lebenspunkt der Deutschen Literatur? Wohin versammeln sich die talentvollen Köpfe aller Art, um sich gegenseitig zu bilden, Belohnung zu finden, wenn sie sich Verdienste erworben, und ihres Ruhmes zu geniessen? Wohin strahlen die glücklichen Gedanken der Einzelnen in der Nation zusammen, um ihr als erwärmendes Licht, als heilverbreitende That zurückgegeben zu werden? Ich sehe nichts als Schulen, Fabriken und Messen.

Aber, antwortete er mit einem Seuf-

zer, wo ist denn die politische Hauptstadt von Deutschland? Wie wollen Sie, daß die Literatur einen vereinenden Mittelpunkt habe, da es für die wichtigsten Angelegenheiten der Nation keinen giebt? Hätten wir Deutsche politischen Verstand, politische Energie: statt der funfzig Landstädte mit Hofhaltungen, hätten wir uns vor Jahrhunderten eine gemeinschaftliche Hauptstadt gewählt, oder mit gemeinsamer Anstrengung erbaut, die der Stolz und das Heil aller wäre. Jezt kann unsere reiche Literatur nichts seyn, als was unsere furchtbare National-Macht, unser unermessliches National-Vermögen ist: — *disjecta membra!* Höchstens ein bunt zusammengeflochtener Bettler-Mantel!

So sprach der große Herder im Jahr 1797. — Etwa anderthalb Jahr später kam ich nach Berlin, und nun erst erkannte ich ganz den Gehalt seines Urtheils.

Berlin war nicht die Hauptstadt Deutschlands, nicht einmal des nördlichen. Sechs und vierzig Jahr hatte Friedrich II. die

Deutsche Literatur hier, neben seiner Französischen Akademie, gleichsam nur mit Spott ertragen; in den zehn folgenden Jahren wurde sie von mystischen Heuchlern bedrängt, die bekanntlich selbst die Allgemeine Bibliothek zur Auswanderung zwangen, und der jezt regierende Monarch hatte noch nicht Zeit gehabt, etwas für sie zu thun. Berlin hatte vielleicht weniger große Gelehrte, als selbst Jena; keinen einzigen Schriftsteller, der die Vergleichung mit den drei Heroen Weimars aushalten konnte, und weniger buchhändlerisches Gewerbe, als das fünfmal kleinere Leipzig. Gleichwohl — wie unendlich verschieden war der Anblick, den die literarische Thätigkeit hier gewährte, von der Kleinstädtereier Jena's, Weimars und Leipzigs! In Berlin waren 170,000 Menschen versammelt; es war der Punkt, auf den zehn Millionen alles bezogen, weil ihnen Licht und Heil, oder das Gegentheil, von ihm ausgehen konnte. Aus dem Leben schöpften hier Literatur und Kunst ihre Gegenstände, und wirkten

kräftig auf dasselbe zurück. Jeder Irrthum fand schnell Berichtigung, jede Berichtigung hatte nahe, heilsame Folgen; jeder glückliche Gedanke die Aussicht, zu einer nützlichen Einrichtung bethätigt zu werden. Denn die Bedürfnisse des verhältnißmässig großen Staates forderten kräftiges Wirken, und er hatte Athem etwas zu unternehmen, Spielraum für seine ausgezeichneten Menschen. — Selbst alle Genüsse der Literatur oder Kunst, waren hier viel höher, als sonst irgendwo in Deutschland, durch die Wirkungen, die man sie auf Tausende von gebildeten Mitgenießenden machen sah. Mit einem Worte: hier waren der Gedanke und der Buchstabe lebendig, und je mehr sie es wurden, desto höher stieg der Einfluß Berlins auf das übrige Deutschland.

Was hätte der Erfolg seyn müssen, wenn Friedrich der Einzige, in dem Glanz seiner Thaten, mit der gewaltigen Kraft seines Genies, funfzig Jahre früher darauf hingewirkt hätte, seine Hauptstadt für den Geist aller nördlichen Deutschen zur

Hauptstadt zu machen! — Ist ein Thron der Sammelpunkt des Geistig-Großen eines Volkes, so fließt endlich auch alles um ihn zusammen, was in andrer Rücksicht groß heißt. —

G ö t h e.

Wie gesagt: die Xenien waren so eben erschienen, als ich nach Jena kam. Die eigentliche Veranlassung dieser „Saat von zehntausend Pfeilen,“ durch die sie fast entschuldigt wird, war mir unbekannt: sie thaten also ungefähr dieselbe Wirkung auf mich, wie auf jedermann: sie ergezten und empörten mich. Eben hatt' ich das Büchelchen eines Tages mit Unwillen auf den Tisch geworfen, als ich eine Einladung von Loder erhielt, mit der Bemerkung, Göthe brächte den Abend bei ihm zu.

Bei meinem Eintritt in den Gesellschafts-Saal fand ich eine hohe, stattliche Gestalt, mit einem Gesicht voll ruhiger

Größe und — Stolz, an den Spiegeltisch in der hellsten Beleuchtung lehnen, und die meisten Professoren von Jena, alle im möglichsten Putz, bildeten einen ehrfurchtsvoll - lauschenden Zirkel um sie her.

Den ganzen Nachmittag war ich mit mir selbst uneins gewesen, ob das glänzendste Genie eines Dichters wohl hinreichen sollte, ihm ein solches Produkt desselben, wie die Xenien waren, verzeihen zu lassen? — und hier fand ich den Hauptverfasser derselben, wie er sich mit hohem Selbstgefühl huldigen liefs. Noch dazu waren unter den Ehrfurchtsvollen manche der Verhöhnnten selbst. Diese Erscheinung machte einen höchst widerlichen Eindruck auf mich, der nie ganz verwischt worden ist.

Loder stellte mich Göthen vor. Nach ein Paar gewechselten Worten, zog ich mich in den Halbkreis, nach einigen Minuten aus demselben zurück, und suchte Göthen weder an diesem Abend, noch während der drei folgenden Jahre, von

denen ich den größten Theil in seinem Wohnort zubrachte, jemals wieder nahe zu kommen. Das entgegengesetzte Betragen wäre unstreitig klüger gewesen: aber die allgemeine Stimme in Weimar über ihn, hatte nichts, das mich dazu aufmuntern konnte.

Vorüber daran! Wie ein großer Mann die Privat-Verhältnisse des Lebens nimmt, gehört, was auch die moralischen Klätscher sagen mögen, nur in so fern vor das Publikum, als es mit seinem öffentlichen Charakter zusammenfließt. Darin aber vorzüglich besteht der Fluch der Celebrität, daß sie, wie der Phosphor - Funken den Leuchtekäfer, ihren Besitzer selbst da beobachten läßt, wo auch die edelste Natur der Dunkelheit bedarf, und jeder Unbedeutende in ihrem Schutz sich gehen läßt.

Hat irgend ein Deutscher Schriftsteller das Recht, achtungsvolle Rücksicht in diesem Punkt zu fordern, so ist es Goethe. Es ist wahr, die Energie seines Geistes hat ihn nicht selten jene schonende Zartheit aus den Augen setzen lassen,

welche die ganze Liebenswürdigkeit so vieler Schwächlinge ausmacht: aber eben diese Energie war es auch, die mehr als einmal das literarische Deutschland aus einer Erschlaffung aufrifs, und so viele originelle Meisterwerke schuf, die ihr bleibender Stolz sind. Es ist ferner wahr, sein Spott ist bitter und schneidend, aber selbst wo er seinen Gegenstand bestimmt auszeichnet, wie in dem Rattenfänger, den Graßen und Musen in der Mark, und in den Xenien, trifft er doch immer nur den literarischen Thoren, ohne den Bürger oder Menschen in ihm zu verletzen. Man hat sehr niedrigen Charakteren um des Witzes willen Pasquille hingehn lassen und vergessen: wie ungerecht wäre es, einem Dichter wie Göthe, als unverzeihlich anzurechnen, daß er manche wirklich Verirrte seines literarischen Zeitalters etwas unsanft zurecht wies.

Nicht alles was er schrieb, ist vorzüglich, und in manchem einzelnen Fache stehen andre über ihm; aber im Ganzen scheint Göthe mir durchaus das um-

fassendste und kräftigste Dichtergenie, das die Deutsche Nation hervorgebracht hat. Er empfing das Höchste, wodurch die Natur zum großen Dichter beruft: das Vermögen jeden Charakter, jedes Gefühl, jedes Verhältniß mit vollem Leben vor seinen Geist zu stellen, und für alles, was er aussprechen wollte, den eigenthümlichsten Ton und Ausdruck ungesucht zu finden. Verstand, Phantasie und Witz sind die unerlässlichen Bedingungen dieses Vermögens, doch Tausende besitzen sie ohne dasselbe; der Geschmack aber ist nur eine Anlage, die durch Bildung des Geistes entwickelt wird. Noch war sie es nicht in sehr hohem Grade bei Göthe, als er schon Deutschland entzückte.

Er begann im achtzehnten Jahr mit seiner „Parodie auf Clodius Medon“, die nur durch Witz glänzt. Ihr folgten „Lieder“, sinnvolle Worte des Gefühls; und seine Beiträge „zur teutschen Baukunst“, die den richtig würdigenden Verstand des Jünglings bewiesen: aber schon im zwan-

zigsten Jahre fing er die erste jener Schöpfungen an, die sein ganzes Genie entfalteten, Götz von Berlichingen. Als sie vier Jahr später erschien, fuhr ein elektrischer Schlag durch die Deutsche Literatur; noch größer aber war die Kraft, mit welcher der darauf erscheinende Roman, „die Leiden des jungen Werthers,“ alles ergrif. Beide sind im Aeussern unregelmässig, im Innern aber treu der obersten Regel der Kunst, dem Gesetz: lebendige Wahrheit so darzustellen, wie sie die höchste Wirkung zu thun vermag.

Wie viel richtiger in dieser Rücksicht das Genie des jungen Mannes, vielleicht ohne alles Raisonement, sah, als die hellsten Denker seiner Zeit, Herder ausgenommen, beweist eine Seichtheit, die Lessing über jenen Roman sagte. Sie ist merkwürdig, wär' es auch nur, weil sie vielleicht die einzige ist, die dem einsichtsvollen Kunstrichter entschlüpfte. Er tadelt nemlich ¹⁾, dass Göthe nicht we-

¹⁾ Wenn ich nicht irre, steht es im 27sten Bde

nigstens durch ein Paar Winke erklärt habe, wie Werthers Charakter zu seiner Ueberspanntheit gekommen sey, und wie ein andrer Jüngling von ähnlichen Anlagen sich vor ihr zu bewahren habe. „Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sey, der unsre Theilnahme so stark beschäftigt.“ — Dieser Tadel ist um nichts gehaltvoller, als wenn man die Nacktheit der Antiken verwerflich finden wollte, weil sie wollüstige Gefühle einflößen kann. Ein Künstler, der im Stande gewesen wäre, solche der Kunst fremde Rücksichten zu nehmen, hätte schwerlich „Werthers Leiden“ zu schreiben vermocht, und hätte Göthe sich solche Thaten einreden lassen, schwerlich hätte das Buch ein Hunderttheil seiner Wirkung gethan. So bald die Leser daran erinnert wurden, daß der Held ein ta-

Seite 65 seiner sämtlichen Schriften. Ich schreibe ohne Bibliothek.

delnswürdiger und kranker Mensch sey, konnte es fast nur noch ein pathologisches Interesse einflößen. Den Beweis wird man weiter unter finden.

Dafs Lessings Besorgnifs überschwenglich in Erfüllung ging, weiß man. Göthe büßte aber bald einen großen Theil jener Zaubermacht über das Publikum, die er im Götz und Werther übte, ein, und zwar durch sein Bestreben nach dem Klassischen. Das lag in der Natur der Sache. Die Menge wird nur durch die Schönheit der Einzelheiten ergriffen; aber in dem Klassischen wird die Schönheit und Wirkung derselben, der Schönheit und Wirkung des Ganzen untergeordnet. Geringe Geisteskraft erliegt dem Gewicht dieser Regel, und liefert höchstens geschniegelte Sterblinge; das Genie schafft durch sie Unvergängliches, das die Gebildeten jedes Zeitalters entzückt, eben deshalb aber der Menge keines einzigen ganz ansprechend und verständlich ist.

Statt der bekannten Behauptung, das Genie sey über der Regel, möchte ich

daher den Satz aufstellen: nur das Genie solle es wagen, ihr genügen zu wollen. Bei geringern Kräften gebe man alles Gute was man hat, in der lebendigsten Weise deren man fähig ist. Es ist wahrlich auch nichts Gerings, seinem Zeitalter lebhaft gefallen zu haben.

Unter Göthen's dramatischen Dichtungen ist ohne Zweifel Iphigenia die am meisten klassische; zunächst möcht ich die Mitschuldigen, in ihrer Gattung, stellen; in weiterer Entfernung Tasso, die Geschwister und Clavijo. Egmont gehört eigentlich noch Göthen's früherer, freien Weise an, und von Faust werd' ich weiter unten sprechen.

Von der hinreißendsten Schönheit scheinen mir Göthens kürzere Dichtungen, seine Lieder, Romanzen, Balladen und Elegieen. Hier fließen beide Weisen, die freiere und die klassische, mit reizender Leichtigkeit zusammen. Es sind lauter genialisch hingeworfene Einzelheiten, die für sich mit reinem Kunstgefühl ausgebildet wurden.

In der epischen Dichtung ist Göthe am wenigsten glücklich gewesen. Was mancher Kunstrichter auch sagen mag: „Herrmann und Dorothea“ ist ein Zwitter vom Epos und vom Idyll, der für das erste zu wenig Interesse der Handlung hat, und dem für das zweite, die freundliche, glückliche Ruhe fehlt, die den Leser in die Stimmung des Beschauens setzt. Trotz dem schönen Detail, bleibt daher der Gesamteindruck unbestimmt und schwach.

Was Wilhelm Meister betrifft: ungeachtet seiner herrlichen Charakterzeichnungen, seiner fesselnden Situationen, seiner bezaubernden Lieder, gesteh' ich es nicht zu begreifen, wie ein Dichter, der im 24sten Jahr „Werthers Leiden“ schrieb, als reifer Künstler ein so sonderbares, plan- und im Ganzen wirkungsloses Gemisch als ein Werk aufstellen konnte. — Von den „Wahlverwandtschaften“ hab' ich schon an einem andern Orte bemerkt, daß dies Buch ein Gegenstück zu Göthen's frühestem Roman, daß Ottilie ein

weiblicher Werther, wie die Baronin ein weiblicher Albert ist. Ich glaube hinzufügen zu können, daß der Verfasser bei dieser neuen Bearbeitung des ältern Gegenstandes, Lessings oben angeführten Rath befolgt hat, und daß sie vorzüglich deshalb mislungen ist. Das Entstehen der Ueberspannung der Helden wird uns möglichst breit psychologisch entwickelt, und wir erfahren oft, daß Ottilie krank, daß ihre Liebe tadelhaft sey. Wie das wirkt? — mag das Gefühl der Leser beantworten.

Mir scheint das Fehlerhafte in Göthens beiden spätern Romanen, die Folge einer unrichtigen Theorie dieser Dichtungsart zu seyn. Es ist als hielte er betrachtendes Räsonnement und psychologische Erörterung für nothwendige Bestandtheile und Zierden des Romans, da sie ihm doch nur sind, was der Monolog dem Drama ist, Nothbehelf für Sachen, die durchaus zum Verstehen des Ganzen gehören, und sich gleichwohl nicht in

der Form geben lassen, die der Gattung des Werkes eigenthümlich ist.

In bewundernswürdiger Grösse steht Göthe dagegen wieder in der Satire da. Er hat sich, wie ihn der Genius leitete, der meisten Formen derselben bedient, und ist in jeder unübertrefflich, im Epigramme, wie im Spottliede und der Farce, und selbst im Lehrgedicht, denn zu dieser Höhe erheben sich manche Scenen seines Faust; des originellsten, vielleicht des genialischsten Produkts der Deutschen Literatur. Helle philosophische Ansicht verbindet sich hier mit den barocksten Gaukeleien des Witzes, die höchste Naturwahrheit im Komischen wie im Rührenden, mit den romantischen Gebilden einer fessellosen Phantasie. So entstand ein Ganzes, das ich nicht zu classificiren weifs, das ich aber nie ermüde zu bewundern.

Werther, Götz, Iphigenia und Faust sind unvergängliche Blüthen des Genies; giebt es indess Maasse in der Unsterblichkeit, so traue ich Faust das längste zu,

nicht weil er das vollendeteste dieser Werke, sondern weil er das lebendigste ist.

Die neueste Schrift des unsterblichen Greises: „Dichtung und Wahrheit,“ gehört, nach dem ersten Bande zu urtheilen, nicht zu seinen Werken. Die freundliche Bekanntschaft indess, in die man hier mit seiner moralischen Eigenthümlichkeit tritt, und der Zauber seines Vortrages, macht sie für die Zeitgenossen in hohem Grade anziehend. Ob diese Vorzüge hinreichen werden, sie, trotz der Formlosigkeit des Ganzen und der Ueberladung mit allzu unwichtigen Dingen, lange zu erhalten? — Ob die Blumenkrone seines Geistes nicht selbst dadurch hier und dort an Geltung verlieren könne, daß er uns Wurzel und Stengel derselben deutend zerlegt? — Auf jeden Fall ist es eine reizende Unterhaltung, die uns Göthe hier auf seine Kosten giebt.

S c h i l l e r.

Auch in Rücksicht auf Schiller ist eine Lücke in meinen Erinnerungen aus Deutschland, die mich jetzt schmerzt. Als ich ihn, im Winter 1796, zum ersten Male besuchte, fand ich ihn von Kränklichkeit erschöpft und mislaunigt. Sein Gespräch war nicht wohlthuend, wenigstens für einen Fremden: ungeachtet seiner sehr gütigen Einladung ging ich also nicht eher wieder zu ihm, als da ich im Begriff war, Jena zu verlassen. Jetzt fand ich ihn in seinem Garten, gesund und heiter. Sein geistvolles, wiewohl etwas krampfhaft gespanntes Gesicht, sein scharfes Auge, hatten viel einnehmend Ergreifendes, ohne schön zu seyn, und sein Benehmen war unbefangen und anspruchlos; aber die halbe Stunde, die ich diesmal bei ihm zubrachte, ist auch der ganze Genuß, den mir seine persönliche Bekanntschaft gewährt hat. Die seltenen Besuche, die ich von Weimar aus in Jena machte, waren zu kurz, um sie zu etwas.

andern als zu Geschäften anzuwenden, und als Schiller im Jahr 1804 nach Berlin kam, hatte ihn meine Beurtheilung der Braut von Messina, wie seine Aeusserungen zeigten, zu sehr gegen mich verstimmt, als dafs ich ihn hätte suchen mögen. —

Ein herrliches Denkmaal der Seelengröfse, hat Göthe sich durch seine männlich-sorgfältige Freundschaft für Schiller gesetzt. Sie erscheint doppelt ehrwürdig dadurch, dafs sie zu einer Zeit begann, da Schiller schon angefangen hatte, mit ihm zu wetteifern, und ungeschwächt fort dauerte, ja zu wachsen schien, als er ihn, wenigstens in der Schätzung und der Vorliebe des Publikums, überboten hatte.

Schiller bedurfte eines Freundes dieser Art, um sich zu der Höhe emporzuschwingen, auf der er endigte; nicht als Dichter bedurfte er ihn, aber als Mensch, bei den Kämpfen gegen sein äusseres Geschick und den Einflufs seiner langen Kränklichkeit. Seine Jugendlage war be-

kanntlich eine der ungünstigsten, die einen aufstrebenden Geist beengen kann. Er verbrachte die Jahre seiner Entwicklung in einer Art von militärischem Kloster, wo es hoch verpönt war, Beweise jener Talente zu geben, durch die er einst seine Nation bezaubern sollte. Mir hat das Unmoralische, das man seinen dort geschriebenen „Räubern“ so oft vorwarf, durchaus nur der verzweiflungsvolle Trotz seiner starken Seele gegen den tyrannischen Druck geschienen, unter dem er schmachtete. Endlich erhielt er die scheinbare Entschädigung für denselben, indem er als Regimentsarzt angestellt wurde: aber der Zwang wollte ihn noch nicht entlassen. Die Räuber wurden gedruckt; einige Graubündtner glaubten ihr Volk durch einen Einfall in diesem Stück, beleidigt; sie verklagten den Verfasser, und der Fürst desselben verbot ihm, jemals etwas drucken zu lassen. Schiller nahm nun seinen Abschied und warf sich aufs Gerathewohl in die Welt.

Ein Genie wie das seinige, läuft freilich bei einem solchen Entschlusse nicht Gefahr, unterzugehen: aber es trägt doch oft in dem Kampfe gegen das Schicksal unheilbare Wunden davon, und Schilier mußte diesen Kampf lange, vielleicht bis zu seinem Tode, fortsetzen. Schon genoß er seit Jahren die Bewunderung von ganz Deutschland, als immer noch sein einziges bestimmtes Einkommen eine Pension war, die er, nicht von einem Deutschen Fürsten, sondern von dem Dänischen Finanzminister, dem edeln Grafen von Schimmelmann, so geheim erhielt, daß außer mir¹⁾, vielleicht nicht vier Personen in Deutschland darum wußten.

Täuscht mich mein Gefühl nicht, so sind die Spuren seines Ganges und seiner Jugendstimmung auch in seinen Dichtungen zu erkennen, in der sichtlichen An-

¹⁾ Ich erfuhr es in Kopenhagen zufällig, wo ich nicht irre, von der Gemahlin des Grafen. Jetzt ist diese Erwähnung wohl kein Verrath.

strengung, die ihn seine Grösse kostete. Er selbst beklagte sich in der Ankündigung seiner Rheinischen Thalia, er habe in den Räubern die Menschen (und die Natur) zwei Jahr früher zu schildern versucht, als er sie kennen gelernt. Als er sie endlich sah, begrif sein heller Verstand sie freilich bald sehr genau: aber wenn sein so lange gewaltsam verschlossenes Auge, wirklich das Farbenspiel der Naturbeleuchtung in seiner ganzen Lieblichkeit erkannte, warum denn sind alle seine kleinen und grossen Dichtungen nur von dem magischen, bald blendenden, bald schauerlich düsterm Fackelglanz der Phantasie bestrahlt? Wenn sein Gehör, nach seinem Eintritt in die Natur, jemals leise Empfänglichkeit für die zarteren Stimmen derselben gewann: warum seufzt oder tobt denn in seinen Werken immer nur Ueberspannung der Leidenschaft? — Umsonst sieht man sich in allen seinen Werken nach jenen aus der Natur aufgegriffenen, durch ihre Wahrheit vergnügenden oder rührenden Zügen um, wel-

che der anziehendste Reiz anderer großen Dichter sind, und selbst manches Produkt eines kleinen, unvergeßlich machen. Er weiß den Leser immer nur zu berauschen oder zu erschüttern. Wo er ruhigere Gefühle ausdrücken sollte, findet er nichts als Sentenzen und Gemälde zu geben. Freilich sind jene immer mit hoher poetischer Kraft ausgedrückt, und diese immer voll erhabner Schönheit: nur — das Rechte sind sie doch nicht. Läßt sich dieser Mangel aber durch irgend etwas ersetzen, so hat Schiller alles, wodurch es geschehen kann, in überschwenglichem Maasse.

Die vorherrschenden Kräfte Schillers waren Phantasie und Reflexionsvermögen. Jene erhob jeden Stoff, den er ergrif, zu idealischer Geltung; schuf ihm eine Welt, die nirgend existiren kann oder konnte, aber von gleichsam mehr als menschlichen Kräften bewegt, in überirdischer Schönheit glänzte. Dieses wiederum lehrte ihn, dieser Welt die Haltung und Einheit geben, welche in idealischen Gebilden an

die Stelle der psychologischen Wahrheit tritt, die, in strengem Sinne, in ihnen unmöglich ist.

Es ist jetzt hergebracht, Schillers dramatische Laufbahn in drei oder vier Perioden zu theilen. Was die innere Beschaffenheit seiner dramatischen Werke betrifft, seh' ich keinen Grund dazu. Alle, von den Räubern bis zur Jungfrau von Orleans und zur Braut von Messina, gehören zu Einer Gattung. In allen sind wenigstens die Hauptpersonen, die Leidenschaften und meistens die Motive idealisch. Nur Schillers Kunstgeschmack, seine Herrschaft über die Form, sein Reichthum an Kunstmitteln zeigte sich in jeder neuen Dichtung vollendeter und größer. Das einzige Stück, worin er von seiner bisherigen Weise abzuweichen scheint, ist sein letztes, Wilhelm Tell. Hier findet man in vielen Scenen Annäherung zur Natur, wohl aber mehr, weil der Stoff es forderte, als weil der Dichter eine neue Bahn einschlagen wollte. Nur da hat Schiller volle Naturwahrheit, wo er

sich zum Komischen herabläßt, zum Beispiel in der militärischen Posse „Wallensteins Lager.“ Ich glaube daher, wenn Schiller alt geworden wäre, so würde er sich bei gesunkener Kraft einmal den Spas gemacht haben, die Deutschen Komiker in der Mode, sämmtlich von der Bühne zu jagen. Ein Paar Stücke von ihm, hätten hingereicht, jene dem Publikum zu verleiden.

Von Schillers lyrischen, erzählenden und lehrenden Gedichten gilt dasselbe, was ich von seinen Trauerspielen sagte. Sie enthalten Stürme der Leidenschaft, poetische Reflexionen und lebendige Gemälde, alles in vortrefflichen Versen. — Seine wenigen witzigen Gedichte haben in ihrer Art nur die von Göthe neben und über sich. Fast jeder Einfall ist zugleich ein poetischer Gedanke.

Einige der obengesagten Bemerkungen waren es was mich bewog, in meinen Briefen über die Literatur zu behaupten, Schillers eigentliches Fach sei die

epische Dichtung, nicht die dramatische. Damals spottete man darüber; späterhin hat es mancher der Spottenden als seinen eignen Gedanken nachgesagt. Wahr oder unwahr: wir haben Ursache uns zu freuen, daß Schiller die dramatische wählte, und ihr treu blieb. Auch durch das vollendeteste ernsthafte Epos würde er schwerlich die Wirkung gethan haben, die das am wenigsten vortreffliche seiner Trauerspiele that.

Die an seine Götter glaubenden Griechen waren es, bei denen Homers Ilias im Munde des Volkes lebte: bei den spätern genoss sie nur die Bewunderung derer, die gebildeten Kunstgeschmack besaßen. Als Virgil sie in der Aeneis nachbildete: — Ich biete allen Philologen Trotz, mir durch eine einzige Stelle eines alten Schriftstellers zu beweisen, daß sich das freigeisterische Römische Volk viel um seine schön erzählten Märchen bekümmerte. Livia, glaub' ich, fiel bei dem läppischen obgleich fein gewandten Kompliment: *Tu Marcellus eris!* aus

großmütterlicher Zärtlichkeit in Ohnmacht, und die Kunstgenossen bewunderten die Arbeit an dem Werk: das sind nicht die Erfolge, die einen großen Dichter, der für seine Nation dichten will, begeistern können. Als die Bewohner Italiens aber wieder einen herrschenden Wunderglauben hatten, und nun Tasso auftrat: wieder sang jeder Gondelruderer seine Stanzen, und jeder Vornehme wußte sie so gut auswendig als jener. Voltaire's echtes National-Epos dagegen hatte bei den Franzosen das Schicksal, das die Aeneide bei den Römern fand, und hätte Klopstock ahnen können, wie bald seine Nation sich mit kalter Bewunderung von ihr abwenden würde, ich glaube nicht, daß er den Muth gehabt hätte, zwei Gesänge seiner *Messiade* zu dichten.

Ein aufgeklärtes Volk kann keine hohe Empfänglichkeit für eine andre Art des ernstesten Epos haben, als für seine eigne, schön und lebendig vorgetragne Geschichte, in so fern es von ihrer Wahrheit überzeugt ist. Diese letzte Bedingung schließt

natürlich alle Maschinerie, alle dichterische Fiktion, selbst alle sehr poetische Behandlung des Details aus, und verwandelt den Heldendichter in den Geschichtschreiber, — in jenen wahren, der nicht bloß treu erörtern und benachrichtigen, sondern künstlerisch wirken will. Wie viel Schiller als solcher hätte leisten können, beweist das was er geleistet hat: aber wir hätten einen großen Dichter weniger gehabt.

Seine beiden historischen Werke wurden, wie man weiß, mit hohem Enthusiasmus aufgenommen. Der Umstand, daß sie in einer Zeit erschienen, in welcher der Unterschied zwischen Geschichtforschern und Geschichtschreibern noch nicht gehörig ins Licht gesetzt war, und so viele sehr hochachtungswerthe Glieder der ersten Klasse, mit den Ansprüchen dastanden, zu der zweiten gerechnet zu werden, noch mehr aber die auffallende Sonderbarkeit der Manier, in welcher Johannes Müller seine Schweizergeschichte

schrieb, hat jezt den Schillerschen Werken einen Theil der hohen Auszeichnung entzogen, deren sie würdig sind, und anfangs genossen. Das Publikum ist in seinem Urtheil gleichsam ungewiß geworden, besonders durch die Menge der Nachahmer, welche die Müllersche Manier fand, die so leicht zu erreichen ist, indess Schillers wahrhaft historischer Stil auf einer so mühsam zu erklimmenden Höhe strahlt. Die Nachwelt pflegt sich in ihren Urtheilen über die Vorzeit, nicht durch die Parteien und vorübergehende Moden derselben irren zu lassen. Sie wird die Schillersche Geschichte der Niederlande, als den ersten gelungenen Versuch in der Deutschen Literatur, bei der Geschichtschreibung eben so sehr die lebendige Wirkung durch Schönheit, als die Belehrung durch Treue zu bezwecken, noch ungetheilt und innig bewundern, wenn alle die lächerlichen Versuche der zwecklosen Alterthümlichkeit im Vortrage, vergessen, und die historischen Materialsammlungen unsrer Geschichtsforscher,

zu wirklichen Geschichten umgearbeitet sind ¹⁾).

„Der Geisterseher“ ist bekanntlich der einzige Roman, den Schiller schrieb; — wohl auch der einzige, den er schreiben

¹⁾ Lessing sagt irgendwo in seinen Literatur-Briefen: wahre Geschichtschreiber wären im Grunde nur diejenigen, die als Augenzeugen die Geschichte ihrer Zeit niederschrieben. Die Unhaltbarkeit dieses Satzes, durch den plötzlich alle Chronikenschreiber über Livius, Robertson, Gibbon u. s. w. gesetzt würden, bedarf wohl keiner Widerlegung; besonders da es in vielen Rücksichten grade den Zeitgenossen fast unmöglich ist, die Wahrheit auszumitteln. Faßt man dagegen den Satz so, daß der wahre Ton eines Geschichtschreibers der eines Augenzeugen sei, so enthält er eine sehr wichtige Kunstregel, ja fast die ganze Theorie der Geschichtschreibung. „Erzähle wie ein Augenzeuge,“ das heißt, ohne die Forschungen und die Mühe, die dich die Ergründung deines Gegenstandes gekostet hat, zu verrathen, so anschaulich und lebendig, wie ein für die weiseste und gerechteste Partei handelnder Theilnehmer an jeder Begebenheit, seinen Bericht erstatten würde. So erzählten Thucydides und Xenophon, was sie selbst erlebten. Wer die Geschichte einer frühern Zeit vorträgt, hat den Vorthail,

konnte. Der Roman muß in der Wirklichkeit spielen, und kannte Schiller diese auch, so war sie ihm doch ohne das Zauberlicht der Phantasie nicht anziehend genug zum Kunstwerk. Einer solchen Abgeschmacktheit, der Wirklichkeit Wunder-

dafs er seine Partei und seinen Standpunkt wählen, und viele Zeugnisse über eine und dieselbe Begebenheit vergleichen kann. In diesem Punkt haben wir, Dank sei es dem Fleiß unsrer Geschichtsforscher, die Möglichkeit, die Alten zu übertreffen. Der Weg dazu, glaub' ich, ist über Gegenstände, in denen Männer wie Heeren, Schlötzer, Müller und Hegewisch selbst nicht weiter konnten, die Akten der Hauptsache nach für geschlossen anzusehen, und nun das was sie erforschten, als Künstler zu lebendigen, auf Wirkung berechneten Erzählungen zu verarbeiten. Lessing setzt, zur Rechtfertigung seines obenerwähnten Gedankens, hinzu: „was jemand über ein früheres Zeitalter erzähle, werde immer wieder von einem andern berichtigt, überboten und antiquirt.“ Freilich, bis endlich das Vortrefflichste geleistet ist, was geleistet werden kann. Dann hört das Ueberbieten und Antiquiren auf; und die Erreichung des Vortrefflichen durch Legung einer Mittelstufe möglich zu machen, ist auch Verdienst.

bares anzulügen, war er nicht fähig: es blieb also nichts übrig, als seinen Stoff ins Räthselhafte hinüber zu spielen, und das ist ihm, wie man weiß, vortrefflich gelungen. Als Kunstwerk ist das Buch vollendet: es thut seine volle Wirkung, indem es den Leser in staunende Spannung setzt, und ist folglich so gut geschlossen, als Göthen's bekannte Gespensterromanze, die mitten im Verse mit den Worten abbricht: „Die wendetsich —“ Dafs jemand die Geschichte fortsetzte, und die Räthsel zu lösen versuchte, beweist nur, dafs dieser jemand den Kunstcharakter des Buchs nicht begriff.

Schillers Erzählung „der Sonnenwirth, oder Verbrecher aus Verlust der bürgerlichen Ehre,“ geht wieder auf einer andern Weise, im Gebiet der Leidenschaft und der aussergewöhnlichen Schickung, neben dem Wirklichen oder auf dessen äusserster Gränze hin: aber ihr Romantisches ist von zu gräfslicher Art; ich möchte sie nicht zu den Schillerschen Kunstwerken rechnen.

Seine philosophischen Schriften sind der unbedeutendste Theil seines Nachlasses. Sie enthalten vortreffliche Gedanken, und Stellen die in Rücksicht des Stils eine wahrhaft klassische Vollendung haben: aber das philosophische Erörtern widersprach seinen Dichtertalenten. Selbst wo er von einem unbestreitbaren Satze ausgeht, gelangt er nicht zu entschiednen Resultaten. Seine bekannte Sonderung der Dichtungsarten in naive und sentimentale, ist zum Beispiel nicht viel besser, als wenn man sie in schwarze und weiße theilen wollte.

H e r d e r.

Zwei Treppen hoch, in einem sehr einfach möblirten Zimmer fand ich ihn: einen ziemlich langen Mann mit jener mässigen Körperfülle, welche das höhere Mannesalter zu geben pflegt, einer sehr geraden Haltung, einem geistreich-gedankenvollen Blick, und überhaupt einem Gesicht, in welchem edle Würde und der Ausdruck leisen Gefühls, jenen der Kraft überboten, ohne ihn zu verschleiern.

Er nahm mich sehr gütig auf, wie einen alten Bekannten; er sagte mir sogar einige Verbindlichkeiten über die Art, wie ich als Schriftsteller begonnen hatte. Allmählig bracht' er das Gespräch auf meine frühern Verhältnisse. Ich erzählte ihm ohngefähr dasselbe, was die Leser in der Einleitung fanden. Er hörte mich aufmerksam an; dann reichte er mir mit Herzlichkeit die Hand und sagte: „Nun weifs ich, wer Sie sind!“ In der That war es mir, als durchdränge mich sein Blick.

Er stellte mich seiner Frau vor, die

auch im Alter und bei dem Anstand der häuslichen Matrone, durch ihr Auge voll Verstand und Feuer imponirte. Sie war in jeder Rücksicht des grossen Mannes werth, dem sie angehörte.

Herders Haus ward mir bald die grösste Annehmlichkeit, die mich in Weimar fesselte, die mich immer wieder dahin zurückführte, wenn ich mich auf einige Monate entfernt hatte, und mich die kleine Stadt fast als meine Heimath betrachten liess. Nie trat ich aus diesem Hause, mocht' es nach einer einsam mit Herder in seiner Studirstube verbrachten Stunde, mocht' es nach einem im Zirkel seiner Familie verlebten Abend seyn, ohne eine gewisse feierliche Stimmung und ohne eine Menge neuer, grosser Ideen von ihm erhalten zu haben.

Soll ich den Menschen in ihm erörtern? Dergleichen Charakteristiken führen nie eine bestimmte Idee vor die Seele des Lesers. Ich will ein Paar Vorgänge aus jener Zeit erzählen. Wem es ge-
1

ben ist, einen hohen Geist zu verstehen, lernt aus solchen Bruchstücken mehr, als aus den gründlichsten psychologischen Entwicklungen.

Einige Monate, nachdem ich ihn kennen gelernt, liefs er mich eines Tages zu sich bitten. Mit lebhafter Freude theilt' er mir einen Brief mit, in welchem er den Auftrag erhalten hatte, mich im Namen des Dänischen Finanzministers, Graf Schimmelmann, nach Kopenhagen einzuladen.

Wir gingen zu seiner Frau hinunter. Sie sagte mir Glückwünsche, sprach von der glänzenden Carriere, die ich machen würde. Herder ging lächelnd auf und nieder; endlich brach er lachend aus: „Der eine Carriere machen! Der! Sieh' ihn doch an! Auf seiner Stirne steht deutlich das Gegentheil von der Devise des Prinzen von Wales: Ich diene nicht! Er wird eine interessante Erfahrung machen, die grofse Welt in der Nähe sehn: das ist's alles.“

Die Herderin hoffte Gutes von mir

und gab mir, obgleich mit grosser Feinheit, fast mütterliche Ermahnungen. Herder hörte wieder einige Zeit zu: „Lass ihn gehen! sagte er endlich unzufrieden. Er bleibt nun einmal so, und das ist recht gut.“

Diese Aeusserung war eigentlich nicht sowohl ein Beweis seiner Zufriedenheit mit mir, als der Ausdruck seiner allgemeinen Achtung für Individualität überhaupt. Ich habe ihn einst einen jungen Mann, der ihn bei jedem Anlaß mit voller Hingebung in seine Autorität um Rath fragte, dringend auffordern gehört, lieber seinen eigenen Ansichten zu folgen. „Jeder Mensch, sagte Herder zu ihm, hat seinen eigenen Schritt für das Leben; wenn er den geht, so kommt er leicht und mit Sicherheit aus der Steile. Wer immer fremden Rath sucht, bemüht sich den Schritt eines andern einzulernen, arbeitet sich ab und stolpert jeden Augenblick. Ich würde in Ihrer Lage das und das thun: aber ich rathe Ihnen nicht dazu.“ — Als im Jahr 1799 der berühmte David Friedländer zu Berlin, Teller in ei-

nem gedruckten Sendschreiben öffentlich aufgefordert hatte, seine Meinung über den moralischen Werth der Judentaufe zu sagen, bat er mich, auch Herdern zu bewegen, daß Er darüber etwas schreiben möge. Herder antwortete mir: Ich möchte Friedländer für das übersandte Exemplar des Sendschreibens danken, und wenn ich eine höfliche Wendung dazu fände, hinzufügen, er wisse keine andre Antwort, als den Zuruf Voltairen's: *Puisque Vous êtes juif, soyés-le donc!*

— Noch eine kleine Scene, die etwa ein Jahr später vorfiel, als die oben erzählte.

An einem schönen Sommer-Nachmittage machte er mit seiner Familie eine Spazierfahrt auf den Ettersberg, zu der ich, der ich längst aus Kopenhagen zurückgekehrt war, auch eingeladen wurde. Am Rande des Waldes hielt der Wagen. Es wurde das Theegeräthe ausgepackt; wir selbst lasen schnell trocknes Holz zusammen; die Herdern und ihre lebenswürdige Tochter ordneten das Service im

Grase, indess der Bediente in einer Niederung Feuer anmachte und das Kochen des Wassers besorgte. In einer halben Stunde zündeten Herder und ich froh unsre Pfeifen an, und wir saßen auf Steinen oder im Grase um die Serviette her.

Herder genoß der schönen Aussicht mit Innigkeit; wir fanden alle, daß sie reizend war, aber vor seiner Seele stand sie unter einer andern Beleuchtung, als vor der unsrigen. Wir sahen eine schöne Gegend, er — einen wichtigen Theil des Schauplatzes der Reformation. Er fing an, uns bald von diesem Städtchen, bald von jenem Dorf etwas Wichtiges aus jenem Zeitalter zu erzählen; an dieses knüpfte sich, ohne daß der einfache Gesprächston einen Augenblick unterbrochen wurde, eine lebendigere und philosophischere Charakteristik des Deutschen Volkes im 15ten und 16ten Jahrhundert, als wohl jemals eine geschrieben wurde. Plötzlich unterbrach er sich selbst mit dem Ausruf: „Ach, da waren wir Geist-

lichen in Deutschland auch noch etwas, als man uns in Ehren Pfaf nannte. (*Pastores Fideles Animarum Fidelium.*) Wir sprachen zu einem gesunden, kräftigem Volk, und unser Wort wurde lebendige That, war selbst eine That. Jetzt — pflegen wir sorgsam und kunstvoll die gebrechlichen Blüthen einer Pflanze, der die Politik die Herzwurzel weggenagt hat!“ Er stand auf, und ging langsam in den Wald. Als ich ihm nach einigen Minuten folgte, hörte ich ihn die Weise eines alten Volksliedes summen.

Jene Worte sind, dünkt mich, der erschöpfendste Commentar zu einer oft erzählten und gemisdeuteten Anekdote. Als Herder nämlich an einem Feiertage predigen sollte, und das Glockengeläut hörte, rief er aus: Wer doch im Mittelalter lebte! —

Herders Gedankengang bei unsrer Bergfahrt ist gewissermaassen ein Bild seines ganzen literarischen Lebens. Sein Blick faßte jeden Gegenstand nicht nur hell und richtig auf, sondern sah auch zugleich Ver-

hältnisse und Beziehungen desselben, welche weniger vortreffliche Köpfe oft nicht ahneten, nachdem sie sich ein ganzes Lebensalter mit ihm beschäftigt hatten. Er besaß jene oberste Geistesgabe, mit der man sich in den Besitz fast eines jeden Talentos setzt, so bald man will, einen hochgenialischen Verstand, der nur in seiner Aeusserung durch Phantasie und zu reizbares Gefühl zuweilen getrübt wurde. Welches Fach er daher vorübergehend wählen mochte: er machte wichtige Entdeckungen darin, erweiterte, veredelte, gestaltete es um; aber er sah zugleich die Gränzen desselben: es genügte ihm nicht. Er ging zu einem neuen über, in dem er bald eben so große Entdeckungen und Umgestaltungen bewirkte, und aus dem er eben so bald weiter ging. Das ganze Gebiet des Wissens war seine Heimath; er durchwandelte es unermüdet, ohne sich in irgend einem Bezirk desselben niederzulassen.

War Herder Theolog? Er hat der Theologie in Deutschland einen höhern,

edlern Aufschwung gegeben, zuerst die poetischen Bücher der Bibel aus dem richtigen Gesichtspunkt ansehen gelehrt u. s. w.: aber so lang' es noch Dogmatiker und Exegeten giebt, werden sie nicht aufhören, über viele seiner kühnen Ideen den Kopf zu schütteln.

War er Philosoph? Die Grundideen seines Werkes zur Geschichte der Menschheit, sind von einer erhabenern Wahrheit, als alles was Kant jemals gelehrt hat: aber in allen seinen Werken sieht man sich vielleicht vergeblich nach einer erschöpfenden Erklärung, einer streng-richtigen Schlussfolge um. In der Beurtheilung des großen Herderschen Werkes hatte Kant im Ganzen unbedingt Unrecht, in jedem einzelnen Punkte vielleicht Recht. Als ich dagegen Herders Streitschriften gegen Kant las, glaubte ich einen Igel mit einem Rosenzweige schlagen zu sehen: die Blume zerflog, und die Dornen drangen nicht durch.

War Herder Dichter? Mit flammender Begeisterung hat er einen unermess-

lichen Reichthum philosophischer Gedanken und zarter Gefühle in Bilder gefaßt, die fast nirgend ganz passend sind und in Verse, die in der Regel wenig Wohlklang haben. Das Feilen war ihm zu geringfügig, daher hat er ausser dem fast nur zufällig entstandenen und gelungenem Cid, fast nichts hinterlassen, das durch seine Form fort dauern könnte.

War er Redner? Sein Vortrag ist immer lebendig und ergreifend, aber auch die gelungenste seiner rednerischen Arbeiten ist ein weites Gewölk mit zerfliessenden Umrissen, — aus dem tausend Engelköpfe hervortauchen.

Ich könnte eine lange Reihe solcher Fragen thun, und müßte immer eine ähnliche Antwort hinzufügen.

Was war Herder denn? — Mit mehr Phantasie und Kunsttalent als beide besaßen, der dritte Mann zu Baco und Leibnitz. Man finde der Klasse einen Namen.

— Wenige Stunden vor seinem Tode faßte er ängstlich den Arm seines ältesten

Sohnes und flehte ihn an, ihm eine, nur Eine grofse und neue Idee zu sagen! Es war das Gebet eines Erstickenden um noch Einen Athemzug. Grofse Ideen waren das Lebens-Element seines Geistes. Sie erhielten ihn hoch aufrecht unter dem Druck oft sehr beklemmender Lebensverhältnisse, und gelang es einem Feinde, ihn zur Leidenschaft zu reizen, so stellten sie bald wieder die erhabne Reinheit seines Charakters her.

S c h e l l i n g.

Seit ich das Wesen, oder vielmehr Unwesen der Methaphysik ein wenig näher kennen lernte, hat mir dieses immer das Merkwürdigste von ihr geschienen, daß Männer von Verstand sich in vollem Ernst und Eifer mit ihr beschäftigen konnten, wie mit einem Lebensberufe. Adepten der Art besaßen wenigstens nie etwas Anziehendes für mich: so hatte ich denn Fichten's Bekanntschaft in Jena nicht gesucht, und war Schelling öfter geflissentlich aus dem Wege gegangen. Mein Schicksal wollte indess, daß ich mit beiden obgleich nur vorübergehend in Berührung kommen sollte; mit dem erstern späterhin in Berlin, mit dem letztern schon in Jena.

Die Herdern liefs mich einst zu einer ungewöhnlichen Tagesstunde bitten, ich solle sie besuchen. Sie führte mich, so bald ich kam, in ihr Kabinet, und theilte mir eine Besorgniß mit, die ihr Thränen

in die Augen brachte. Fichte war, wahrscheinlich auf den Antrieb von Feinden, die ihm eine frühere nicht metaphysische Schrift gemacht hatte, beschuldigt worden, seine Wissenschaftslehre predige den Atheismus, und in Folge dessen, hatte man ihm untersagt, ferner in Jena Vorlesungen zu halten. Aus Freundschaft für ihn hatte Schelling, der damals auch in Jena lebte, erklärt, er wolle einen Beweis drucken lassen, daß man den Vorsteher der gesammten Landesgeistlichkeit, Herder, wegen seiner Schrift: „Gott! Einige Gespräche über das System des Spinoza,“ eher des Atheismus beschuldigen könne, als Fichte. Die Sache war nicht unwahrscheinlich, da Herder seinen Widerwillen gegen die Metaphysiker oft sehr laut geäußert hatte. Welch ein gefährlicher Skandal, wenn Schelling es wirklich that, der General-Superintendent und Vice-Präsident des Ober-Consistoriums sich gegen die Anschuldigung des Atheismus vertheidigen mußte! Noch dazu wär' es ihm, schon weil ruhiges Polemisiren nicht zu

seinem Charakter paßte, wahrscheinlich nicht leicht gewesen.

Helfen Sie! sagte die Herdern; helfen Sie, wenn Sie können!

Ich!! Der Gedanke schien mir anfangs sehr sonderbar; nach einigen Nachdenken versprach ich indess, ihr am andern Tage um dieselbe Stunde Auskunft zu bringen.

Ohne Zeit zu verlieren, liefs ich einen Wagen kommen, und fuhr nach Jena. Am andern Morgen frühe ging ich zu Schelling. Ich fand einen jungen Mann von mittler Gröfse und sehr gedrungnem Körperbau, mit einem nicht unangenehmen, starkknochigtem Gesicht, dessen Auge mit grofser Bestimmtheit unter einer hochgewölbten Stirne, wie mir es damals schien, hervordrohte.

Nach den ersten Bekanntschafts-Complimenten, brachte ich das Gespräch auf Fichte, dem man, sagte ich, so fern das Zeitalter es erlaube, Galilei's, Vanini's und

Wolf's glorreiches Märtyrerthum bereite. Schelling ging mit Wohlgefallen auf diese Ansicht der Sache ein. Ich deutete ihm die eigentlichen Urheber des Verfahrens an; er hatte auf dieselben gerathen. Ich versicherte ihn, Herder sei an dem ganzen Vorgange durchaus nicht schuld. „Er habe auch wahrlich Ursache, meinte Schelling, sich auf so etwas nicht einzulassen.“ Nun fragt' ich ihn gradezu, ob er gleichwohl die Absicht hege, Herdern unschuldig in diese verhafste Sache zu verwickeln? Seine Antwort war unbestimmt. Ich schilderte ihm die nachtheiligen Folgen, die es für Herdern haben müsse; dafs es ihm sein Alter verbittern, ihn in die widerlichsten Verdrießlichkeiten, vielleicht ins Grab stürzen würde, ohne, darauf legte ich das grölste Gewicht, ohne Fichten einigen Vorthail zu bringen. Ich stellte die Sache so, dafs sie als das erschien, was sie gewesen wäre, als eine nutzlose Bosheit.

Schelling versicherte mich, dafs er nie im Ernst daran gedacht habe, jenen Ent-

wurf auszuführen, und gab mir Wort und Hand darauf, daß es nicht geschehen werde.

Froh kehrte ich in das Gasthaus zurück, wo ich meinen Wagen schon wieder angespannt fand. Eine Stunde früher, als ich der Herdern versprochen, bracht' ich ihr eine Antwort, die ich nicht so bestimmt zu erhalten gehofft hatte. Sie stand schon wartend am Fenster. Die Freude der ehrwürdigen Frau war mir ein hoher Genuß. Vergebens suchte sie den Ausdruck derselben zu mildern. Mit Herder selbst hab' ich über den Vorgang nie ein Wort gesprochen, aber die erhöhte Herzlichkeit seines Betragens zeigte mir, daß er ihn kannte.

Ueber Schelling's literarischen Gang und seine Naturphilosophie weiß ich den Lesern nichts zu sagen: sie sind mir fremd geblieben. Ich glaube indess, die Rechtlichkeit, mit welcher er seinen gut ersonnenen Plan aufgab, so bald er auf die allzu nachtheiligen Fol-

gen desselben für — einen Gegner aufmerksam gemacht wurde, und die Biederkeit, mit der er sein Wort erfüllte, ist so ehrenvoll, als die scharfsinnigste Hypothese. Ich halte ihn für einen sehr wackern, edeln Mann. Das ist ein Lob, das grade nicht jedem berühmten Schriftsteller ertheilt werden kann.

J e a n P a u l.

Dafs ich mein näheres Studium der Deutschen Literatur nicht mit den Romanen-Dichtern in der Mode, angefangen, brauch' ich wohl kaum zu bemerken: als mir daher, bei einem Besuche in Leipzig, ein Bekannter auf der Gasse sagte, er gehe eben zu Jean Paul, und mich dringend aufforderte, ihn zu begleiten, so wufste ich in der That nicht, wer das sei. Ich ging indess mit, und — habe mich in meinem Leben nicht beim ersten Blick so unangenehm zurückgestofsen gefühlt, als von diesem damaligen Lieblingsschriftsteller. Ich übergehe seine Gestalt, und will nur bemerken, dafs ich in seinem Wesen den Ausdruck krampfhafter Spannung und ungeheurer Ansprüche zu lesen glaubte. Sie setzten mich in Verlegenheit. Ich hätte meinen ersten Besuch doch wohl mit einigen Komplimenten einleiten und motiviren sollen, und ich hatte kein Blatt seiner Schriften gelesen. Er schien meinem Stillschwei-

gen darüber eine feindliche Deutung zu geben, und glaubte sich vielleicht um so mehr dazu berechtigt, da man, wie ich erst nach einem Jahr erfuhr, in meinem kleinen, kurz vorher erschienenen Halb-Roman, „Rückkehr ins Vaterland,“ eine Annäherung an seine Manier entdecken wollen. So entstand die erste Misstimmung zwischen uns, sogleich bei der ersten Bekanntschaft. Noch an demselben Tage liefs ich mir eine seiner Schriften geben, ich weifs nicht mehr welche: aber ich konnte sie nicht durchlesen. Ich habe es nie mit einer seiner gröfsern Schriften zu thun vermocht, den ersten Theil des Titan abgerechnet, den ich lesen mußte, weil ich ihn beurtheilen wollte. Die ungeheure Form- und Geschmacklosigkeit derselben schien mir durch ihren Reichtum an glänzenden, witzigen, oft grofsen Gedanken, nur noch greller zu werden.

Wieland sagte einst, als er eine Schrift von Jean Paul las: da kommt Einer, mit Einem Flügel von Shakespeare. Der ehrwürdige Dichtergreis hat die seltne Gabe,

in seinen Bonmots immer eine tiefgeschöpfte Wahrheit zu sagen. Jener Einfall ist eine so vollständige Charakteristik, daß ich ihr nichts beizufügen weiß. Ueberall in Jean Pauls Schriften hab' ich gefunden, daß sein Geist nicht zum ruhigen Gange, sondern zum Fluge geschaffen ist; weil er aber nur Einen Flügel auszustrecken hat, wird jeder versuchte Aufschwung, ein schiefer Sprung. Fehlt ihm der zweite Flügel ganz? Ich glaube, nein! Er war nur ein wenig schwach, und Jean Paul hat sich ihn in den kleinen Fränkischen Landstädten, in denen er nicht nur seine Bildungsjahre, sondern auch die kräftigsten seines Mannesalters verbrachte, vollends lahm gelegen; der Papierdrache aber der allgemeinen Belesenheit, den er sich statt dessen anheftete, thut ihm keine Dienste.

Richter zog im Jahr 1799 nach Weimar. Hier trafen wir oft bei Herder zusammen, der seinen Umgang als eine Erheiterung liebte, gern mit ihm, und eben so oft über ihn lachte.

Die drei Romandichter.

Jean Paul und ich konnten eigentlich niemals Freunde seyn, aber wir lebten doch einen Sommer hindurch in Weimar auf ziemlich verträglichem Fufs. Wir machten sogar einst eine kleine Reise zusammen, nach Gotha. Unterwegs stieg er oft aus, schlenderte einige Minuten hinter dem Wagen her, und kam dann wieder herein. Die Neugier bewog mich endlich, hinaus zu sehen, was er mache? Er hatte ein Blatt Papier in der Hand und kritzelte im Gehen mit dem Bleistift darauf. Als er sich wieder zu mir gesetzt hatte, wollt' ich ihn fragen, was er denn schreibe? — aber er kam mir zuvor, und erkundigte sich, ob er etwas, das ich vorhin erzählt, richtig gehört habe; zog dann sein Papier heraus, und verbesserte. Er hatte sich den Inhalt unsers Gesprächs notirt. — Einige Tage später besuchte ich ihn. Ich fand ihn, einen Katechismus in der Hand, an einem Schreibepult mit Fächern; in jedem lagen eine Menge Blättchen mit

Notizen aus Büchern. Er sagte mir, er läse alles, alles was ihm in die Hände fiel, und noch sei ihm keine Schrift vorgekommen, in der er nicht Stoff zu einer Vergleichung gefunden. Bekanntlich bestehen seine Romane fast nur aus Vergleichen. — Unter den Notizenblättchen sah ich auch das von der Reise. Er kam mir vor, wie ein einsames liebesieches Canarienweibchen, das täglich zu Neste trägt, aber kein lebensfähiges Ei zu legen vermag: das Hähnchen fehlt, das Kunsttalent. Ich sagte ihm, wo nicht dieses, doch etwas Aehnliches. Diesen Gedanken notirte er nicht; aber er hat ihn mir nie vergessen.

— Auf einer Reise, die mich durch Halle führte, besuchte ich Lafontaine. Der erste Blick auf ihn, nahm mich ein. Es ist nicht leicht, offene, empfängliche Gutmüthigkeit unverkennbarer darzustellen, als sein Blick und sein ganzes Wesen sie ausdrückten; seine ungeheure Corpulenz widersprach ihnen eben nicht. Wir geriethen bald in einen vertrautern

Ton. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, über seine Fruchtbarkeit. „Das Schreiben, sagte er, macht mir keine Mühe. Den Plan zu einem Romane ersinn' ich in einer Viertelstunde; und wenn ich mich ans Pult setze, sind ein Paar Druck-Bogen geschrieben, ehe ich aufstehen mag.“ — Aber die Feile? — Nach einigem Stocken gestand er mir, daß er selten zu überlesen pflege, was er geschrieben. Er verlasse sich wegen der Richtigkeit auf seinen Freund Sander in Berlin. In der That gehört diesem das Verdienst des reinen Stils, vielleicht sogar oft des Zusammenhanges mancher Lafontainischen Romane. — Ich machte ihm mein Compliment über die Zartheit und Tiefe des Gefühls in vielen seiner Schriften; seine Frau versicherte mich lächelnd, er weine selbst oft herzlich beim Schreiben. Ein Schalk erzählte mir später: Sie habe ihren Gatten einmal, da sie ihn in Thränen gefunden, mitleidig um die Ursache derselben gefragt. Er schildert ihr die rührende Lage, in welche er so eben

seine liebenden Helden versezt hat. Auch sie wird erweicht, auch sie bricht in Thränen aus und fleht ihn an: Gieb sie ihm doch! Ach, antwortet er schluchzend, das geht nicht an! Ich bin ja noch beim ersten Bande. — Es ist leichter, über die Reizbarkeit dieses wirklich genialischen Kopfes zu spotten, als mit ihm zu wetteifern.

— Der literarische Unfug, der mich bewog, meine „Briefe über Literatur“ zu schreiben, und die Streitigkeiten, in welche diese nun mich selbst verwickelten, machten mich im Winter 1800—1801 (in Berlin) so verstimmt, dafs ich zuweilen in drei Tagen keinen Menschen sah, als die Boten des Buchhändlers und Buchdruckers, die mir neue Bücher und Correcturen brachten. Sobald indess der Abend kam, warf ich die Feder weg, und eilte zu Engel, obgleich der Weg fast eine halbe Stunde betrug. Unsere Unterhaltung fing gewöhnlich damit an, dafs er mich mit meiner verdrießlichen Miene aufzog; bald hatte er mich in seine Jovialität hineinge-

rissen, und viele Abende haben wir ganz allein, von fünf Uhr bis zwölf, fröhlich verplaudert. Einst kam das Gespräch auf die Proben eines Romans, die er in Schillers Horen mitgetheilt. Schiller hatte diese Proben mit großer Achtung aufgenommen, aber ihm doch einige Bemerkungen darüber, nach seiner Kunst-Ansicht gemacht. Engel, der ihn als Kritiker zu übersehen glaubte und wirklich über sah, hatte die Correspondenz sogleich abgebrochen, und voll Aerger auch den Roman nicht fortgesetzt. Ich bezeugte ihm mein Bedauern darüber: Nun, sagte er, fertig ist er im Kopfe; ich brauche ihn nur hinzuschreiben! und nun entwickelte er mir nicht nur den Plan, sondern sagte mir auch im Feuer ganze Capitel in den gewählten Ausdrücken her, in welchen sie das Publikum nachmals gelesen hat. Er hatte diesen Roman vor mehr als zwanzig Jahren im Kopfe entworfen, hatte die Haupttheile desselben bis ins Kleinste eben so ausgearbeitet, und ihn nur nicht hinschreiben mögen. Ich drang in ihn, es

zu thun; er entschloß sich endlich dazu und, ich sag' es mit einigem Stolz, das Publikum verdankt den „Lorenz Starck“ gewissermaassen mir.

Eines Abends fand ich Engel sehr übelgelaunt. Er hatte vom Morgen an, einen Ausdruck gesucht, und ihn nicht gefunden. Er fragte mich, und hätte beinahe einen Zank darüber angefangen, daß ich ihn auch nicht wufste. Indem trat David Friedländer in's Zimmer. Wie nennt ihr Kaufleute, rief Engel ihm entgegen, das Stück Zeug, das aus dem Ballen heraushängt, um zu zeigen, was drin ist? „Das Schau-Ende“, antwortete Friedländer. — „Das ist's! Hätt' ich mich nicht geschämt, Ihnen heute früh darüber ein Billet zu schreiben, so wären ein Paar Kapitel vom Stark mehr fertig geworden.“ Ich erzählte ihm lachend, wie Lafontaine seine Romane schreibe. „Ja, antwortete er; der Mann hat weder Kritik noch Geschmack, aber Genie. Ich habe nur Kritik und einiges Talent.“ Hätte er statt „einiges Talent,“ glänzende Talente gesagt, so

wäre seine Aeusserung das richtigste Urtheil gewesen, das je über ihn gesprochen worden.

— Engels Starck, den er zwanzig Jahr mit sich herumtrug, und zu dem er jedes Wort sorgsam wählte, ist ein unvergängliches Meisterwerk: aber wer möchte auf die Bedingungen Romane schreiben?

— Lafontainen's hingebrudelte Bücher interessiren immer lebhaft, — von einer Messe zur andern. — Jean Pauls vergleichender Witz berauschte eine Zeit lang einen Theil des Publikums, und kommt aus der Mode.

Falk und Kotzebue.

Man hat mir zuweilen die Ehre erzeigt, mich zu den witzigen Köpfen zu rechnen. Großen Dank dafür; aber ich hoffe, durch meine Schriftsteller-Thätigkeit wohl ein besseres Lob verdient zu haben, als dieses. Der Witz ist eine zweideutige Eigenschaft, die ihren Besitzer, je nachdem er Herr über sie ist, oder von ihr beherrscht wird, eben so wohl der öffentlichen Verachtung, als der ehrenvollsten Auszeichnung würdig zu machen vermag. Man kann ein sehr hochachtungswerther, selbst ein großer Mann seyn, ohne einen Funken Witz zu haben; aber wer hat nicht witzige Köpfe gekannt, die dabei höchst unverständige, auch wohl gradezu verächtliche Menschen waren, und zwar grade durch ihren Witz, und durch den Werth, den sie darauf legten. Wer in Witz seinen Ruhm setzt, gewöhnt sich nur zu leicht daran, alles, auch das Ehrwürdigste und Wichtigste mit Leichtfertigkeit zu betrachten und zu behandeln,

und glaubt den grössten Gegenstand übersehen und ergründet zu haben, wenn er ihm Stoff zu einem Bonmot abgewonnen hat.

Mit dieser allgemeinen Ansicht der witzigen Köpfe von Profession, trat ich in die Deutsche Schriftstellerwelt; und was ihre witzige Literatur selbst betrifft: — Ich wufste seit meinem zwanzigsten Jahre fast den ganzen Pope auswendig. Durch ihn an witzige Gedanken in tadellosen Formen, gewöhnt, fand ich in manchem, wodurch das grofse Publikum in gellendes Lachen gesetzt wurde, nur einen seichten ungehobelten Spafs. — Man sieht, dafs ich gut vorbereitet war, mich nicht leicht bestechen zu lassen.

Falk hatte in jener Zeit durch seine Satyren eben grosses Aufsehen gemacht, noch mehr aber durch das ungemessene Lob, das Wieland ihnen ertheilte, der den Geist Juvenals siebenfach in ihnen erblickt zu haben versicherte. Mir schienen sie meistentheils eine gut gewählte und gut versificirte Blumenlese aus den

witzigen Dichtern des Alterthums und des Auslandes. Doch — auch Boileau und Pope entlehnten Manches: warum sollte man es einem Anfänger grade übel nehmen, viel erborgt zu haben? Der Gebrauch, den er von dem Entlehnten machte, wie das zugefügte Eigene, verricth offenbar Talente. Daher, als ich in Halle erfuhr, daß Falk in eben dem Hause, in welchem ich einen ältern Bekannten verfehlt hatte, wohne, ging ich mit Erwartungen zu ihm hinauf.

Ich fand einen jungen schönen Mann von großer Lebhaftigkeit, der mir aber von seinem literarischen Glück ganz trunken schien. Er sprach in einem viel höhern Ton, mit sehr viel größerm Selbstgefühl, als Wieland, dem er seinen Ruf größtentheils verdankte. Im Lauf des Gesprächs theilte er mir seinen Lebensplan mit: er glaubte seinen Beruf gefunden zu haben; er wollte sich ausschließend nicht sowohl der Literatur als der Satyre widmen, heirathen und nach Weimar ziehn, um dort seinem

Fach in einsamer Stille ganz zu leben. Mir war, als träumte ich. Ein junger rüstiger Mann ohne Vermögen, der es zu seinem ernsthaften Lebensgeschäfte machen wollte, beissende Scherze zu versificiren; der die Satyre wie ein bürgerliches Gewerbe betrachtete, auf das er heirathen könne, und der gleichwohl sich in eine halb ländliche Einsamkeit zurück ziehen, das heisst, so viel möglich allem Stoff, an dem er sein Talent üben könnte, aus dem Wege gehen wollte !!! Ich hatte keinen Begriff davon, wie sich so etwas in einem hellen Kopfe reimen könne.

Unsre Bekanntschaft war zu neu, als daß ich ihn auf die Unhaltbarkeit dieses im Rausch der Eigenliebe entworfenen Plans aufmerksam machen durfte. Mit heimlichem Bedauern entfernte ich mich, und setzte am folgenden Tage meine Reise fort. Als ich fünf Monat später nach Weimar zurückkehrte, fand ich ihn schon dort mit seiner jungen Frau. Er hatte seinen Entwurf ausgeführt, ist ihm seither treu geblieben,

und darüber in literarischer Rücksicht zu Grunde gegangen.

Unstreitig ist in seinen ersten Satyren, vorzüglich in den „Gebeten“ und „heiligen Gräbern,“ so wie in den ersten seiner Taschenbücher, viel Witz und ein glänzendes Talent für Versification sichtbar. Er schrieb sie noch in Halle. Seit seiner Zurückgezogenheit wurden seine Arbeiten von Jahr zu Jahr matter, leerer an eigenem Witz und überfüllter an entlehnten, allbekannten und noch dazu geschmacklos benutzten Einfällen. Er kam endlich ganz aus dem Ton, der das Publikum zu ergreifen vermag, verlor durch Gemeinheiten die Achtung desselben und wurde so gut als vergessen.

Er selbst fühlte zu spät, welchen Fehlgriß er gemacht hatte, und suchte den Verlust seines eigentlichen Faches, auf dem Gebiet der ernstern, wissenschaftlichen Literatur zu ersetzen. Doch dort stand er allein, hier im Gedränge, und seine Bemühungen, sich aus demselben durch Auszeichnung hervorzuheben, sind ihm bisher nicht geglückt. Seine „Abhandlungen über

Poesie und — Kunst,“ sind ein Gemisch dunkel gedachter, oft wunderlicher Behauptungen; sein dramatisches Lehrgedicht Prometheus ist ein planloses Gewirr versificirter wissenschaftlicher Notizen, in dem nur hier und dort ein guter Einfall, eine glückliche poetische Stelle glänzt, und sein neuestes Werk, „Römisches Theater der Engländer und Franzosen,“ eine Berechnung mühsamer und unglücklicher Buchmacherei. Selten ist diese wohl mit flacheren Motiven geübt worden als hier, wo dramatische Werke zweier Nationen dadurch zu einem Ganzen von vielen Bänden zusammengereiht werden sollen, daß ihre Fabel aus der Römischen Geschichte entlehnt wurde. Heißt das nicht Bäume nach der Farbe des Erdreichs classificiren, aus dem sie erwachsen sind? —

Nicht ohne lehrreiche Resultate scheint es mir, mit seinem Gange und Schicksal, das eines andern ihm nahe verwandten Kopfes zu vergleichen.

Prüft man Falks erste Arbeiten neben den früheren ähnlichen von Kotzebue,

so ist es unverkennbar, daß Falk weniger aber gediegenern Witz besaß, und reineren, höhern Kunstsinn: gleichwohl ist er so bald veraltet, und Kotzebue hat sich eine lange Reihe von Jahren hindurch, trotz allen Anfeindungen tief Beleidigter, trotz den fast immer gegründeten Rügen der Kunstrichter, selbst trotz dem oft aufs lebhafteste erregten Unwillen ¹⁾ des Publikums, bei dem grössten Theil desselben als Lieblingsschriftsteller zu erhalten gewußt, und selbst dem kleinern, dem gebildeten Theile manches zufriedne Lächeln abgewonnen. Woher dieser Unterschied? Jener machte sich's auf seinen Lorbeern

¹⁾ Herr v. Kotzebue versichert im 5ten Bändchen „der jüngsten Kinder meiner Laune“: „er habe dem unseligen Hange zur Satyre — selten und wahrlich nie aus hämischen Absichten den Zügel schiessen lassen.“ Hämisch seyn heisst bekanntlich kränken oder schaden wollen; und eine Satyre ist eine Spottschrift, worin Thorheiten und Laster lächerlich gemacht werden, ohne Angriff auf bestimmte oder gar genannte Personen.

bequem, und der Andre, vom eignen Hange und durch die Begünstigung des Schicksals durch die mannigfaltigsten Lagen und Umgebungen geführt, übte überall sein Talent, charakteristische Eigenthümlichkeiten — wiewohl nur oberflächliche — zu ergreifen, als Dichter zu benutzen, und ermüdete nicht, nach jedem glücklichen Erfolge, nach einem neuen zu streben.

Seine Talente sind muntre Auffassung des Lächerlichen sowohl als des Rührenden, leichter treffender Ausdruck, leicht hingaukelnde Phantasie, und eben so leichter, wiewohl oft sehr seichter Witz. Sein Kunststudium scheint sich dagegen fast nur auf das einzuschränken, was durch Ueberraschung wirkt. — Als Produkte dieser Gaben, werden viele seiner Lustspiele noch lange immer ein Publikum finden, das sie ein- oder zweimal mit Vergnügen sieht, ohne sie zu bewundern. Jedes ist reich an glücklichen Zügen und guten Einfällen; wendet man aber den strengern Begriff eines Lustspiels auf sie an, so möchten doch wohl nur „die Kleinstädter“ Werth genug haben, um diesen Na-

men zu verdienen. „Don Ranudo“ gehört bekanntlich nicht ihm, sondern Holberg.

Seine sentimentalen Dramen zählen zu einer Gattung, die an und für sich keinen hohen Gehalt erlaubt; daß Stücke dieser Art aber auch ohne diesen eine allgemein angenehme Unterhaltung gewähren und vorübergehend ein großes Glück machen können, hat vorzüglich „Menschenhaß und Reue“ bewiesen, das auch wohl das beste seyn mag, was der Verfasser in dieser Gattung geschrieben hat.

In seiner „Octavia“ hat ihn die Begierde Schiller zu erreichen, über sich selbst erhoben. Dies Trauerspiel scheint mir in vielfacher Rücksicht Kotzebue's höchstes dramatisches Werk: aber die Sphäre desselben war seinem Geiste zu wenig entsprechend, und forderte wahrscheinlich zu viel Anstrengung, als daß er einen zweiten Versuch, so viel ich weiß, in derselben gemacht hätte.

Seine Erzählungen und Romane sind mit Leichtigkeit und Witz geschrieben; auf Kunstwerth haben sie wenig Anspruch.

Auch er, wie Falk, hat sich bei dem Ge-

fühl der Erschöpfung des Witzes, in ein ernstes, wissenschaftliches Fach, in das historische geworfen: aber die ernsten Wissenschaften fordern so gut wie die Werke des Witzes, die ganze Kraft des Jugend- und Mannesalters, wenn man in ihnen etwas Ausgezeichnetes leisten will. Für den Geschichtschreiber fehlt ihm Nerv, philosophischer Geist und Gelehrsamkeit; und die Hilfsmittel, durch die dieser Mangel ersetzt werden soll, das Aufspüren wenig bekannter Nachrichten, Deklamation und Seltsamkeit der Schreibart, sind sehr unzulänglich.

Meine Bekanntschaft mit Kotzebue entstand auf eine durchaus unliterarische Weise. Bei einem kurzen Aufenthalte in Bremen, wurde ich in dem Hause seiner Schwester sehr gütig aufgenommen. Sie kam im folgenden Sommer nach Weimar und ladete mich dringend ein, sie bei einem Besuche, den sie ihrem Bruder in Jena machte, zu begleiten. Ich brachte dort einen recht angenehmen Tag zu, aber die Verschiedenheit zwischen Kotzebue's Charakter und dem meinigen war zu groß, als daß ein näherer

Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Rußland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den *Freimüthigen* herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, wardoch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, daß ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fuß. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z. B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.

r
n
st
h,
en
nd-
er-
wa-



Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Rußland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den *Freimüthigen* herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, wardoch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, daß ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fuß. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z. B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.



Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Rußland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den Freimüthigen herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, war doch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, daß ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fuß. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z. B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.



Umgang zwischen uns hätte entstehen können. Ich sah ihn erst wieder, als er auf einer Reise nach Rußland durch Berlin ging, und dann, als er mir 1802 den Antrag machte, mit ihm den Freimüthigen herauszugeben. Selbst als dieses späterhin geschah, war doch zwischen uns als Menschen, so wenig Uebereinstimmung, daß ich ihm in dieser Zeit einmal ganz offenherzig schrieb: „Ich bin nur mit dem Verstande Ihr Freund.“

Mit Falk lebte ich während meines Aufenthaltes in Weimar auf einem freundschaftlichen Fuß. Ich hatte sogar einmal bei Gelegenheit seiner Streitigkeit wegen des Berliner Krankenhauses, das Vergnügen, ihm einen nicht ganz unwichtigen literarischen Dienst zu leisten. Als er auf einen Abweg gerieth, erinnerte, warnte ich ihn, z. B. in dem 10ten meiner Briefe über Literatur, mit freundschaftlicher Wärme. Er antwortete mit versificirten Schimpfworten, — und wir waren geschieden.

Merkel, Garlieb Helwig, 1769-1850

Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche

Bd.: 1

Riga (1812)

H.lit.u. 244 d-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619928-3